konkret

Nr. 37, 1992/1993
DM 4,50

literatur

1992

Peter Hacks
Hermann L. Gremliza
Jan Philipp Reemtsma
Hermann Kant
Boris Gröndahl
Oliver Tolmein
Christel Dormagen
Andreas Fanizadeh
Doris Gercke
Otto Köhler
Robert Kurz
Erwin Riess
Ingrid Strobl
Günter Jacob
Layla Dawson
Jens Hoffmann
Kurt Hübner
Ulrich Hentschel
Heiner Müller
Gerhard Henschel
Michael Scharang

»Sie sehen aus wie von einem einhörnigen Schwein zerschlagen«, antwortete der Junge. »So«, sagte Philibert, »sieht man das?« (P. Hacks)

in Literatur konkret 1992

Editorial

Die Gräfin Pappel von Peter Hacks

Peter Handke ist Fidel Castorp von Hermann L. Gremliza

Ihr letztes GefechtAnarchoid-libertär von Heiner Möller
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Ihr letztes GefechtDie Probleme des P. Schütt von Doris Gercke
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Ihr letztes GefechtTraumloser Morgen Ewigkeit von Gerhard Henschel
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Fünf Regeln für die Neuordnung des Schreibens von Michael Scharang

Ihr letztes GefechtKyffhäuser in Adlershof von Hermann Kant
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Ihr letztes GefechtDissonanzen der Klärung von Oliver Tolmein
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und

Reinhard Mohr

Ihr letztes GefechtWenn Jusos zu sehr schreiben von Andreas Fanizadeh
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Ihr letztes GefechtDas Edikt Ottos L von Otto Köhler
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Ihr letztes GefechtZivilisierte Opportunisten von Boris Gröndahl
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Ihr letztes GefechtVerleger wanted von Eckhard Voss
Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Wo liegt Absurdistan. von Robert Kurz
Rezensionen

Dame auf G7 von Christel Dormagen
Rezensionen

Unter Deutschen von Ulrich Hentschel
Rezensionen

Literarische Äquivalente von Jan Philipp Reemtsma
Rezensionen

Unheimliche Heimat von Ingrid Strobl
Rezension

Letzte Wahrheiten von Erwin Riess
Rezensionen

Los Angeles, BRD von Kurt Hübner
Rezensionen

Roh, direkt, amerikanisch von Layla Dawson
Rezensionen

Wie Eddy Murphy von Günther Jacob
Rezension

Das Erleben der Welt von Jens Hoffmann
Rezensionen

Literatur-Konkret 1992 S. 3

Editorial

Noch geben die Kronzeugen keine Ruhe, noch hat das Ausschlachten der linken Vergangenheit zum Zwecke ihres Ausverkaufs kein Ende. Es ist aber abzusehen, denn nach dem vorläufigen Endsieg über die Linke warten schon neue Aufgaben. Der Literaturredakteur Sch., der die Kronzeugen aussagen ließ, als der Krieg noch dauerte, hat schon mal damit angefangen, aufzuzählen, was das neue Deutschland von seinen Schriftstellern erwartet. Es ist noch nicht angekommen, wer bloß in den Schoß der Gesellschaft zurückgekehrt ist, denn die ist auf dem Weg zur Volksgemeinschaft.

Auch in dieser Ausgabe von LITERATUR KONKRET erscheint ein Stück Literatur: »Die Gräfin Pappel«, eine Erzählung von Peter Hacks. Außerdem: Politisch-biographische Knockouts und Punktsiege, ausgewählt und kommentiert von acht KONKRET-Autorinnen und -Autoren, sowie weitere 22 Buchbesprechungen.

Literatur-Konkret 1992 S. 4

Peter Hacks

Die Gräfin Pappel

Der Mann auf der Planke

M Salamandermeer, dort, wo das Jahr aus einem einzigen Tag und einer einzigen Nacht besteht, begegnete die Fregatte »Rennvogel« dem feuerspeienden Eisberg. Der Tag ist in jenen Breiten kurz, die Nacht lang; es herrschte also Nacht. Der Berg verbreitete seinen fahlen, seltsamen und ungenügenden Schein über das Schiffsdeck. »Ich weiß wohl, daß Gott die Natur zum Gebrauch durch den Menschen geschaffen hat«, sagte der Kapitän, »vermag ihm aber nicht in jedem einzelnen Fall zu folgen«.

In dem Augenblick sahen sie zwischen den Eisschollen die Planke und auf der Planke den Mann.

»Wahrhaftig«, schrie der Kapitän, »was machen Sie hier?«

»Und was Sie selber?« schrie der Mann zurück.

Es war, wie sehr sie schrien, nicht leicht, sieh zu verständigen. Diese nördliche Landschaft, worin die Schelfe kalben, gleicht einem schwimmenden Gebirge. Die Gipfel von gefrorenem Wasser hoben und senkten sich und klirrten, wenn sie zusammenstießen; in den Lärm der Firne mengte sich das Donnern des feurigen Kraters und das Puffen, das der Strom der Lava hervorrief, wenn er eine Lawine kreuzte. Zu all dem kam das ungezogene Schmatzen der Salamander.

»Ich, Allan Gagelbusch«, schrie der Kapitän, »Schiffsoffizier im Dienst des Seefahrtsamts seiner Majestät des Königs von Ur, befinde mich auf Fahrt von Nuklukahyet nach Novaja Semlja; da die Nordöstliche Durchfahrt durch eine heruntergefallene Sternschnuppe versperrt und noch nicht wieder geräumt ist und der Neusibirische Sund auf Grund eines Meerbebens im Boden ein Loch bekommen hat und leergelaufen ist, nehme ich gezwungenermaßen Kurs durch diese selten besegelte Ödnis«.

»Sie kommen aus Ur?« überbrüllte der Mann die örtlichen Geräusche.

»ja«, brüllte der Kapitän.

»Auch ich stamme aus Ur«, erklärte der Mann. »Ihre Sprache zu vernehmen, hat was Trostreiches«.

»ja«, versetzte der Kapitän, »lieblich, nach dem Schmatzen der Salamander, müssen Ihnen die Leute der Heimat im Ohr klingen«.

»Lieblich«, sagte der Mann, »kommt mir jetzt, da ich die Laute meiner Heimat vernehme, das Schmatzen der Salamander vor. Das, mein Herr, ist der Trost, den ich an dieser Begegnung finde«.

So kamen sie ins Gespräch. Der Mann auf der Planke erzählte dem Kapitän seine Geschichte. Wir, die wir in unserer Erzählung dem Logbuch der »Rennvogel« folgen, sind, da der Kapitän auch die Reden des Mannes auf der Planke unter »besondere Vorkommnisse« in das Buch aufgenommen hat, in der Lage, auch deren Inhalt mit nicht weniger Vollständigkeit und Treue wiederzugeben als die Begegnung im Salamandermeer. Wir hätten uns überhaupt niemals entschlossen, dieses wichtige Leben aufzuschreiben, wüßten wir nicht alles, was wir hierfür brauchen.

Das einhörnige Schwein

Philibert, ein junger Baumschulist und Edelmann, lustwandelte in seinen Wäldern. An einer Gabelung verließ er den gewohnten Weg, er bog anders ab als sonst und wählte von den Spaziergängen den weiten. Er gelangte in einen Wald, desgleichen er nie gesehen hatte, es war ein Pappelwald.

Die Bäume waren einförmig und häßlich. Auf dem Boden wuchsen weder Pilz noch Blume. Die Blätter oben flirrten in einem törichten Silbergrün; sie spielten unruhig an ihren dünnen Stielen; sie rauschten nicht, sie zischelten.

»Dies ist gewiß die nichtssagendste aller Pflanzenwelten«, sprach der Wanderer mit Staunen. »Sie ist überflüssig, und sie zeigt es«. Während er so sprach, vernahm er ein Geschrei um Hilfe. Eine Dame war in Not. Und wenngleich er allen Abenteuern oder Ausnahmen abhold war, war er doch rechtschaffen; er zögerte nicht und folgte dem Ruf.

Die Dame war eine weißgewandete Dame unbestimmten Alters, und die Not, in der sie war, war verursacht von einem einhörnigen Schwein. Sie rannte, die Schleppe gerafft, zwischen den Stämmen; das rosige Untier war der Fliehenden hart auf den Fersen und bedrängte sie von vielen Seiten. »Nicht«, schrie sie, »nicht!« Erst als Philibert laut die Hände gegeneinander schlug, verlor sich das Scheusal und ging abseits.

»Wie gerieten Sie in diesen beklagenswerten Mißwuchs von einem Wald?« fragte Philibert die Dame.

»Er ist mein Eigentum«, erwiderte die.

»Wie«, sagte Philibert, »so wären Sie gar die Gräfin Pappel?«

»Meine Freunde«, sagte die Pappel, »nennen mich Alba«.

Und sie fletschte wie zum Kuß die Zähne.

Damit verschwand sie. Das Schwein kehrte zurück. Es knuffte Philibert mit seinem Nasenknüppel und bleute ihn gründlich durch. Endlich, als er sich nicht mehr rührte, schloff es davon.

Philibert blieb für tot liegen. Vielleicht wäre er wirklich gestorben, hätte nicht ein junge, der Sohn eines von Philiberts Waldhütern, der sich durch wunderbare Fügung in der Nähe aufhielt, sich herbeigefunden. »Herr, wie sehen Sie aus?« rief der junge. »Wie sehe ich aus?« fragte Philibert. »Sie sehen aus wie von einem einhörnigen Schwein zerschlagen«, antwortete der junge. »So«, sagte Philibert, »sieht man das?«

Der Junge lud ihn über den Rücken und trug ihn zu seinem Gutshof. Phillbert gab ihm einen Groschen und sagte: »Du hast mir gut gedient, nimm das für die Mühe und trinke ein Glas auf meine Gesundheit«. Aber der junge weigerte sich und nahm das Geld nicht.

»Mein Großvater hat Ihrem Großvater umsonst gedient«, sagte er treuherzig, »mein Vater hat Ihrem Vater umsonst gedient; so ist es die Ordnung; ein Groschen ist mir nicht genug, um mir dafür die Ordnung meines Lebens durcheinanderbringen zu lassen«.

Im Waldreich Ur

Nicht viel später, Phillbert war eben von seinen Prellungen genesen, erreichte ihn der Befehl des Königs von Ur, sich in Schloß und Hauptstadt Fünfeichen einzufinden. Es ging um eine Staatsangelegenheit. Durchgeführt wurde ein Empfang für den Sturmkönig Eostro.

Das Reich Ur nahm zweifellos die Mitte der Welt ein, jedenfalls der bewohnenswerten. Die Adligen von Ur besaßen ausgedehnte Wälder oder Baumäcker. Die königlichen Domänen waren mit Eichbäumen bepflanzt**.** Andere Standespersonen zogen Sorten wie Walnuß, Mahagoni, Birke und Birne. An Steinen fehlte es in Ur. Die Leute hatten Häuser von Holz, die Edelleute von Edelholz.

Der Sturmkönig Eostro war der Monarch von gegenüber. Er war eingetroffen mit hundert Eunuchen, zwanzig Feen und drei Bären.

Das Machtverhältnis zwischen den Herrschern war einfach. Dem Eostro gehörte die eine Hälfte der Erde, dem König von Ur die andere. Insgeheim jedoch und eigentlich glaubten beide, die Erde gehöre ihnen ganz. Sie sprachen es nicht aus, aber sie fühlten so. Und aus dieser Lage der wahrscheinlichen Verwicklung und vorauszusehenden Feindschaft entsprang die Notwendigkeit regelmäßiger-Treffen, deren ungestörter Ablauf augenscheinlich zu machen hatte, daß die Fugen der Welt heil waren und ihre Gewichte im Gleichgewicht. Vom Ausgang der Treffen der Könige hing fast alles ab.

je weniger sie einander zu sagen hatten, desto genauer nahmen sie, was sie einander sagten. Besonders der Sturmkönig, der ungestüm war und in den Wäldern von Ur schon große Schädigungen und Umbrüche angerichtet hatte, war empfindlich in Protokollsachen und in diplomatischen Dingen ein Stockfisch. Er maß den roten Teppich, auf dem Ur unter seinen Vasallen stand, und den, worauf er mit seinen Eunuchen, Feen und Bären Aufstellung genommen hatte, auf den Zentimeter genau ab. Er hob den Festjungfrauen den Rock, um zu überprüfen, ob sie gewaschene Knie hatten. Endlich billigte er die getroffenen Anstalten und entschloß sich einzulenken und sagte zum König von Ur:

»Es ist unseren Räten gelungen, in dreißigjähriger Mühe die Weltformel zu erarbeiten. Alle Länder gegenüber Ihren sind meine. Alle Länder gegenüber meinen ... *«*

An der Stelle fiel ihm ein Türsteher in die Rede. Er stampfte mit seinem Stock auf und verkündete:

»Alba Gräfin Pappel«.

Die Pappel drang schallend in den Thronsaal; sie wandte sich an den König von Ur und sagte: »Sire, Sie müssen mich anhören«.

»Jetzt nicht«, sagte der König von Ur und nickte.

Der Heizer des Königs von Ur

Der Heizer des Königs von Ur war ein wohlgemuter Mann, weder faul noch saumselig und zu jedem Dienst willig. Aber er bedurfte, um seine Tugenden zu entfalten, des Einklangs mit dem Weltganzen, mit anderen Worten, er fühlte lebhaft das Wetter. Er arbeitete nur, wenn ihm wohl war, und wohl war ihm nur, wenn es warm war. Der Heizer des Königs von Ur war ein Schönwetterheizer.

Der Heizer des Königs von Ur besaß einen gesteppten Schlafsack, in welchem er den Winter verbrachte. Im Monat Juni tat er zum ersten Mal die Augen auf. Ab Anfang August wurde er wirklich rege. Er heizte und heizte und heizte, er legte auf und schob nach, bis die Schlote glühten, und wenn es die Sonne draußen auf dreißig Grad brachte, so brachte er es drinnen auf sechzig.

Ungefähr im Oktober, spätestens mit den ersten Frösten, überkam ihn wieder der Zweifel am Sinn alles menschlichen Tuns. Er verkroch sich in seinem Sack, und die Öfen und Kamine blieben ungefahren. Sommersüber, kann man sagen, war es im Schloß Fünfeichen besonders warm und wintersüber besonders kalt.

Hierin finden wir die Erklärung von des Königs Halsreißen.

Dessen Folge wieder war, daß der König mit seinem starren Hals nur nicken, nicht aber den Kopf schütteln konnte.

Es war eine Behinderung, die ihm beim Herrschen schon in manche Verlegenheit geführt hatte und die ihn, wie wir vorauszuschicken uns nicht scheuen, endlich um alle Gewalt bringen würde.

Der König von Ur konnte nicht nein sagen.

Das eingeforderte Verlöbnis

Die Pappel nahm das Nicken des Königs als Redeerlaubnis und sagte:

»Mein Verlobter tut keine Schritte zur Heirat, er macht nicht ernst«.

»Welcher Verlobte?« fragte der König.

»Dieser hier, Philibert«, sagte die Pappel.

»Ich höre von A dem zum ersten Mal«, sagte Philibert. »Ich rettete die Gräfin unlängst vor einem einhörnigen Schwein; ich habe weder davor noch danach ein einziges Wort mit ihr gesprochen«.

»Vertraulichkeiten, wenn sie zwischen den Geschlechtern vorfallen«, sagte die Pappel, »kommen in unseren Kreisen einem Eheversprechen gleich. Welche Handlung an einer Dame aber wäre vertraulicher, als ihr das Leben zu retten?«

Bei der Wendung »in unseren Kreisen« rümpfte der König unmerklich einen Nasenflügel. Mit der Hoffähigkeit der Pappel war es keinesfalls weit her. Sie genoß einen schlechten Ruf, oder doch einen bestrittenen.

Die Pappel entstammte dem niedersten Unterholz. Von ihr wurde gesagt, sie habe als zwölfjähriges Mädchen dem Vater des jetzigen Königs bestimmte Gefälligkeiten erwiesen, von denen nur das erzählbar war, daß man sie unmöglich erzählen konnte. Wie das alles gewesen sein und seinerzeit sich abgespielt haben mag, sie wurde gegraft und ein Edelbaum. Ihre Ländereien waren ins Unermeßliche gewachsen, viele ältere Wälder waren von Pappelwäldern verdrängt. Sie gehörte zum engen Kreis, ob man sie dort gern sah oder ungern. »Ich bitte Eure Majestät«, sagte sie, »meinen Verlobten an seine Pflicht zu gemahnen und die Vermählung zu verfügen«.

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, antwortete der König. Aber weil sein verspannter Nacken ihn im Hals riß, nickte er bei diesen Worten.

Kein oberster Richter oder Aldermann, keine Versammlung der weisesten Frauen konnte entscheiden, was die Meinung von des Königs Antwort gewesen war. Er hatte etwas verfügt. Völlig unklar blieb, was er verfügt hatte.

Die Flucht aus dem Vaterlande

jetzt mischte sich auch noch der Sturmkönig Eostro in den Auftritt.

»Ich bin unterbrochen worden«, sagte er und gab sich eingeschnappt. »Man hat an diesem Hof eine Abschweifung zugelassen, während ich sprach. Ich zweifle, ob der Weltbau diese Kränkung übersteht«.

»Nicht so stürmisch, Vetter«, sagte der König von Ur.

»Meine Natur«, sagte der Sturmkönig, »ist eine stürmische«.

Er fuhr fort und faßte seinen Willen zusammen.

»Es versteht sich«, legte er dar, »daß ich diesen Ort der Schmach sofort verlasse, und ich habe wenig Grund zu der Annahme, es könne die Gelegenheit zu einem Treffen zwischen unseren Weltreichen je noch wiederkehren. jenes elende Weib, welches in ihrer Dreistigkeit einen Riß in die Ruhe des Planeten geschwatzt hat, will ich mir in den Sinn prägen und wohl merken. Was aber den Türsteher angeht, der sich, während ich das Wort hatte, nicht entblödete, sie in den Saal zu lassen, werden Sie, lieber Ur, sicherlich beistimmen, wenn ich ihn meinen Bären vorwerfe«.

»Na, ich weiß nicht«, sagte der König von Ur und nickte. Die Bären fraßen den Pförtner.

Dann verließ Eostro mit seiner Gesandtschaft das Waldreich Ur. Die Bären saßen satt in ihren Käfigwagen. Die Feen reisten in Kutschen, die Eunuchen zu Fuß. Wer aber gleichzeitig mit ihnen abfuhr, war Philibert.

Philibert war eigentlich kein Freund von Entschlüssen. Eine grundlegende Neigung zur Trägheit bestimmte sein Gemüt; hierdurch war er ausdauernd und stark im Dulden; er galt, seines Gleichmuts wegen, in Baumschulistenkreisen als Humorist. Aber er sah die Lage, worein das mehrspältige und auslegbare Urteil des Königs von Ur ihn gebracht hatte, für so bedrohlich an, daß er sich zu dem gewöhnlichen Ausweg bei nicht behebbaren Schwierigkeiten entschloß, einer längeren Auslandsreise.

Im Hafen lichtete eben das schnellste Meeresfahrzeug der damaligen Zeit, der Steamer »Queen Mab«, den Anker. Er war im Begriff, zum Wettbewerb ums Blaue Band des Ozeans auszulaufen, welchen er, wie man ja weiß, in jenem Jahr gewann. Philibert erreichte den Steamer rechtzeitig und bezog eine Kabinenreihe in der Luxusklasse.

Der Mann auf der Planke,

Fortgang:

Einladung auf die Fregatte

»Wußten Sie, mein Herr«, fragte der Fregattenkapitän, »daß auf Betreiben der Frau Gräfin Pappel die ganze Flotte von Ur der >Queen Mab< hinterhergeschickt wurde? Es bestand ein Befehl, den Steamer einzuholen und Ihre Person beim Standesbeamten von Fünfeichen vorzuführen«.

»Warum tat man es nicht?« sagte der Mann.

»Die >Queen Mab<«, erklärte der Kapitän, »ist uneinholbar«.

»Das ist richtig«, sagte der Mann. »Sie ist das schnellste Schiff der Welt, und jetzt, wo Sie es erwähnen, entsinne ich mich auch des Grundes«.

»Der Grund«, sagte der Kapitän, »liegt in der Verstandestätigkeit der Dampfmaschinenbauer von Ur«.

»Der Grund«, sagte der Mann auf der Planke, »liegt in der Gefühlstätigkeit der Dampfmaschinenbenutzer von Ur. Eines bestimmten Tages nämlich erblickten wir, mitten im Weltmeer, ein ungeheures bärtiges Haupt, welches auf den Wellen zu treiben schien. Der Erste Offizier der >Queen Mab< traute seinen Augen nicht, ich aber traute ihnen; ich lehnte mich so weit über die Bordwand, daß ich das Gleichgewicht verlor und in den Ozean fiel. Mann über Bord< rief ich geistesgegenwärtig, während ich fiel. Der Erste Offizier verschränkte die Arme auf der Reling; er nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte nicht ohne Bedauern: >Die Queen Mab steht im Kampf ums Blaue Band, die kleinste Verzögerung der Fahrt würde uns den Sieg kosten, ich rechne mit Ihrem Verständnis dafür, daß an einen Aufenthalt leider nicht zu denken ist< mit dieser Auskunft verschwand er unter dem Gesichtskreis und ließ mich, wassertretend, Auge in Auge mit dem übermäßigen Schwimmkopf in der Weite des Weltmeeres zurück«.

Diese Verumständung erregte die Neueier des Fregattenkapitäns Allan Gagelbusch. Übrigens; waren seine Ohren das Klirren der Berge und das Rülpsen des Kraters leid, und er lud den Erzähler ein, auf die »Rennvogel« herüberzukommen und seine Gastfreundschaft anzunehmen. Aber der Mann nahm Anstand, seine Planke zu verlassen.

»Es ist ein frostiger und schlüpfriger Ort«, sagte er, »aber noch immer der wohnlichste und verläßlichste, den ich im Verlauf meines Lebens gefunden habe. Vielleicht bin ich«, setzte er hinzu, »obgleich man vor dieser Unart sich hüten soll, sogar ein wenig menschenscheu geworden«.

Der Kapitän ließ die Bedenken nicht gelten.

»Sie würden mir nicht mißtrauen, wenn Sie mich wiedererkennten«, rief er. »Sie sind ja mein Lehnsherr Philibert, ich aber bin kein anderer als jener Waldhüterssohn, der Sie damals durch wunderbare Fügung in dem Pappelwald aufgefunden und nach Hause getragen hat und der sich sogar für einen Groschen seine Treue nicht abkaufen ließ, um dieser Eigenschaft willen kam ich ja dann zur Marine«.

Durch alte Bekanntschaften ist man oft mehr, als man wünscht, verpflichtet.

Der Mann stieg von seiner Planke und bequemte sich auf die Fregatte, welche sogleich die Planke in Schlepp nahm. Er machte es sich in der Kapitänskajüte behaglich. Er nahm neben einem Feuer in einem Sessel Platz und legte vermöge eines Polsters die Füße hoch. Der Kapitän reichte ihm ein Glas Grog und sagte:

»Das ist was anderes für den Durst als ein gelutschter Eiszapfen, was?«

»Sie mögen Recht haben«, erwiderte Philibert. »Aber, ohne undankbar erscheinen zu wollen, ich selbst mache diese Art Unterschiede nicht mehr«.

Die Rieseninsel

Das Riesenhaupt hob sich ein Stück über die Wasserfläche und zeigte ein Paar mächtige Schultern. Wasser tropfte aus der Spitze seines Barts.

Dann schob es sich weiter nach oben, und die Gestalt eines ungeheuren Mannes ragte bis zum Hosenbund aus dem Meer.

»Warum strampeln Sie>« redete der Riesenkönig, denn der war es, Philibert an. »Sie verkürzen sich ja um all Ihren Atem«.

»Ich trete Wasser«, erwiderte Philibert.

»Aber das ist ganz unnötig«, sagte der Riesenkönig. »Stellen Sie sich gern auf meine Insel«.

»Welche Insel?« fragte Philibert.

»Sie hat die Oberfläche noch nicht erreicht«, sagte der Riesenkönig, »aber vorgesehen ist sie«.

Philibert, eher weil er völlig von Kräften war als weil er den Versprechungen des Riesenkönigs glaubte, hörte die Beine zu bewegen auf und ließ sieh sinken. Er war gefaßt, in der unendlichen Tiefe des Weltmeers unterzugehen. Plötzlich spürte er, wie ihm Grund unter die Füße geschoben wurde. »Sie meinen«, fragte er, »ich fuße auf einer vorgesehenen Insel?«

»Die Gegenwart ist nicht die wirkliche Zeit«, sagte der Riesenkönig ein wenig lehrhaft. »Wer die Zukunft einrechnet, braucht nicht zu strampeln«.

jetzt tauchten überall in der Runde die Köpfe von feuchten Riesen auf. Ihre Körper waren knollig, ihre Stirnen zeigten einen frohgemuten und heldenhaften Ausdruck, sie trugen Spaten in den Händen. Sie hatten unter Wasser den Meerboden zu einem Berg aufgeschaufelt, der wuchs über den Salzschaum und stand da und war eine Insel.

Nachdem die Insel fertig war, freuten sie sich unbändig. Sie brachen vor Freude in einen Stampftanz aus. Durch den Tanz stampften sie die Insel wieder in den Meerboden hinein und unter die Wasserfläche zurück.

»Das Sittliche ist ihre Stärke«, sagte der Riesenkönig zu Philibert, der nun wieder Wasser trat, »die Geschicklichkeit vielleicht in geringerem Maße«.

Die Riesen sagten:

»Kein Problem, Meister«.

Sie schulterten ihre Spaten und gingen voller Zuversicht in die Wellen ab.

Der Muschelturm

Als sie die Insel wieder oben hatten, errichteten die Riesen aus Walfischrippen, Hummerscheren, Korallen und anderen Meeresbaustoffen, dem, was sie eben besaßen, in ihrer Mitte einen Turm. In den setzten sie den Riesenkönig, in dem regierte er und hatte zu tun.

Da nämlich die Insel neu war, hatte sie eine Tektonik, das sind verdeckte Unstimmigkeiten im Gefüge ihrer Kruste. Der Boden arbeitete noch. jedesmal wenn der Boden arbeitete, schwankte die Insel, und es war stets mit Inselbeben zu rechnen, mindestens für die ersten hundert Jahre. In ihrer Bekämpfung bestand die Staatskunst der Riesen.

Wenn die Insel nach links schwankte, lehnte sich der Riesenkönig aus dem rechten Turmfenster. Schwankte sie nach rechts, lehnte er sich links hinaus. So blieb alles immer im Gleichgewicht.

Die Riesen zertrampelten viel mit ihren großen Füßen. Aber ihre Herzen waren von unbeschreiblicher Sanftmut. jeder Riese war jedes Riesen Freund; sie umarmten sich, wo sie sich trafen. Der Antrieb von allem war das Gemeinwohl. Ihre Hauptergötzung war, sich über ihre Insel zu freuen.

Sie stellten sich auf eine Düne und sprachen zu einander: »Hier war vorher gar nichts. Diese Düne haben wir gemacht«. Und dann stießen sie sich mit den Ellbogen in die Flanken und zertrampelten die Düne und freuten sich, und da sie nun

einmal Riesen waren, freuten sie sich riesig.

Philibert beobachtete das Treiben dieser Tölpel mit unaussprechlichem Vergnügen. Und jedesmal, wenn er an sein Land Ur zurückdachte, fühlte er das Glück des Entronnenseins und genoß sein Leben und fand nichts an ihm zu ändern.

Tiny, die Kraftmaid

Philibert besaß aus der Hinterlassenschaft einer alten Tante, einer geborenen von Pock, einen verschlissenen Wunschsäckel; so stand er sich finanziell leidlich unabhängig. Wenn er sich nützlich machte, war es nicht aus Not, sondern weil es im Reich der Riesen der Brauch war.

Er arbeitete als Bebaumer; denn der Rieseninsel fehlte es noch an Schatten. Er hatte eine Gehilfin, eine minderjährige Riesin, die Tiny hieß und ihm die Töpfe mit den Stecklingen trug.

Ihre Beziehungen gediehen bald über das Berufliche hinaus.

Tiny war gesund, rothaarig und reizend. Die Knospen ihrer kindlichen Brüste hatten die Größe, die Farbe und die porig gerunzelte Festigkeit von dickschaligen Apfelsinen.

Der Größenunterschied zwischen ihren Körpern, über den sich Philibert insgeheim beunruhigte, machte Tiny nichts aus. »Ich forsche noch«, äußerte Philibert, »welche Form der liebenden Berührung dir am meisten zusagt«.

»Alle«, sagte Tiny und unterwarf ihn einem herzhaften Geschlechtsverkehr.

Tiny war die erste, aber keinesfalls die letzte seiner Frauen, die mit Philibert umsprang, wie ihr zu Mut war. Alle Frauen wissen, wonach sie verlangen, und keine von ihnen ist einfühlsam. Das ist wahrscheinlich der Grund für die Überlegenheit des weiblichen Geschlechts in der menschlichen Rasse. Keine Frau hat je erfahren, daß auch ein Mann eigene Gefühle haben kann.

Es endete aber gewöhnlich damit, daß sie ihn auf den sandigen Strand einer Bucht hinschmiß und sich mit ihrem vollen Gewicht auf ihn. Dabei preßte sie ihm alle Luft aus dem Brustkorb. Hören und Sehen verging ihm. Und wenn die Luft in seine Lungen zurückkehrte und Hören und Sehen ihm wiederkam, fand er sie sitzen, das rote Haar im Seewind.

»Was für ein großer starker Mann du bist«, sagte sie ernsthaft und hielt für wahr, was sie sagte.

Dann zeigte sie strahlende Laune und rief:

»Was wir tun, ist sittlich, ich fühle es«.

Äußere Einmischung

Eines Morgens fand der Riesenkönig unter seiner Post einen Brief mit einem Siegel. Der Brief stammte vom König von Ur und war eine diplomatische Note.

Dies sein Inhalt.

»Werter Berufsfreund, ich höre, daß einer meiner Untertanen, ein sicherer Philibert, sich in Ihrem Land aufhält. Derselbe ist der Verlobte der Gräfin Pappel, welche meinem Thron nahesteht, und wird zwecks Einlösung seines Eheversprechens hier benötigt. Ich ersuche um seine Rücküberstellung. Es geht, menschlich betrachtet, um die Sehnsucht eines Weibes; Nichtauslieferung des Philibert, beiläufig, wäre ein Kriegsgrund. In Völkerfreundschaft, Ihr Ur«.

»Wie verhalten wir uns hierzu?« sagte der Riesenkönig.

»Es geht um die Geilheit einer Vettel, menschlich betrachtet«, spottete der Hofzwerg, ein Gnom namens Otto. »Dieses Reich, das uns da frech mit Krieg droht, gibt es überhaupt nicht«.

Der Hofzwerg Otto diente dem Riesenkönig als Spaßmacher. Er verschluckte große Käfer, Demütigungen und Silben. Aus dem letzteren Grund konnte er einsilbige Wörter, etwa das Wort Ur, nicht aussprechen; solche verschluckte er ganz.

Aber der König verwies ihm seine lose Zunge und sagte: »Der Brief macht mir Sorge. Gerade Riesen haben allen Grund, behutsam aufzutreten«.

Er lud Philibert vor sich und erschien ihm in seiner Höhe.

»Sie sollen mit einer Frau Pappel verlobt sein, und zwar im Waldreich Ur«, sagte er. »Wahr oder unwahr?«

Philibert deutete die Bereitschaft an, Auskunft zu geben. Der Riesenkönig beugte sich gnädig und lieh ihm sein immer noch fernes Ohr.

»Unwahr«, sagte Philibert.

»Gottseidank«, sagte der Riesenkönig, »in dem Sinn wollen wir antworten. Ich hätte Sie ungern entbehrt, gerade jetzt, wo die ersten Wipfel schon überall keimen«.

Er schüttelte sich nach der Anstrengung und sagte: »Was machen wir heute?«

Der Zwerg Otto schlug vor: »Gehen wir zur Klippe und schauen aufs Meer hinaus«.

Der König hieß den Vorschlag gut. Er ging zur Klippe und schaute aufs Meer hinaus.

Dann stürzte er von der Klippe und lag unten tot.

Entsetzen kam auf und nach dem Entsetzen ein Argwohn. Otto, hieß es, habe den Riesenkönig über die Klippe gestoßen.

Diesem Argwohn begegnete die Partei des Hofzwergs vermöge einer naturwissenschaftlichen Berechnung, derzufolge der winzige Otto den Schwerpunkt des Riesenkönigs angesichts von dessen gewaltiger Masse um keines Haares Breite hätte verlagern können. Ottos Feinde, als sie nachrechneten, stellten zu ihrer Überraschung fest, daß die Berechnung stimmte.

Otto konnte es gewollt haben, aber er konnte es nicht gewesen sein.

Eine sittliche Liebe

Der Riesenkönig wurde in einem langen Sarg aus Pappelholz zu Grabe getragen. Otto leitete die Beerdigungsfeierlichkeiten. Hieraus ersahen die Kundigen, daß der Spaßmacher für die Nachfolge bestimmt war, und richtig, bald zog er in den Muschelturm ein und bestieg den Thron von Manganknollen und Kabeljaugräten.

Obgleich von Wuchs ein Zwerg, zeigte er im Handeln Größe.

Als erstes ließ er die Rieseninsel zum Erdteil ausrufen. Er legte fest, daß sie an Rang allen Festländern gleichkomme, und verkündete das Ende aller politischen Rücksichten.

Philiberts Lust an seiner Tiny blieb unvermindert.

Eines Tages weilte er mit ihr am Gestade, unweit der Stelle, wo ein Bootsverleiher seinen Steg hatte. Plötzlich hatte er einen Einfall und sagte:

»Heute will ich einmal oben liegen«.

Das schöne Kind willigte in sein Begehr und sagte:

»ja, aber drücke mich nur nicht«.

Als sie zusammen ihre Zufriedenheit erlangt hatten, brach Tiny in Tränen aus.

»Was hast du?« sagte Philibert.

»Deine Verlobte ist hier«, sagte die Kraftmaid, »die Pappel«.

»Wie kommt die unter uns ehrliche Leute?« fragte Philibert.

»Sie hat den Sarg geliefert«, sagte Tiny.

»Ich hörte schon früher, sie wolle in Möbeln machen«, sagte Philibert, »hatte ihr aber, angesichts des Materials, das sie verwendet, überhaupt keine Aussichten zugebilligt«. »Ach«, sagte Tiny unter Schluchzen, »sie wird dich mit sich mitnehmen«.

»Unser neuer König Otto wird mich nicht hergeben«, sagte Philibert, »er ist ein Feind aller Politik«.

»So ist es«, sagte Tiny. »Er nimmt die Sache rein menschlich, und er hat bereits dein Herzenswunsch der Pappel entsprochen und befohlen, dich, mit deinem Willen oder gegen ihn, in die Arme deiner Verlobten zu erstatten. Nichts als die Flucht bleibt dir noch übrig«. Sie schniefte stark mit der Nase. Sie setzte Philibert in ein Ruderboot, das für die Ausflügler bereit lag. Sie gab dem Boot einen Tritt gegen das Heck; unversehens fand sich Philibert auf dem hohen Meere.

»Wenn geflohen sein muß, dann komme ins Boot und fliehe mit mir«, sagte Phillbert verstört.

»Wer sollte uns dann abstoßen?« sagte die junge Riesin und bekundete mit dieser Antwort, daß ihre Liebe in Wahrheit sittlich war, so wie sie es immer behauptet hatte.

Oben auf dem Steilufer erschien die Gräfin Pappel. Sie erspähte Philibert in seinem Ausflugsboot und rief mit flötender Stimme: »Kehre um, mein Verlobter, was willst du auf dem Meer, das Meer ist gefährlich«. Ein Rütteln durchlief das Steilufer. Es begann, sich hin und her zu bewegen.

Ein Beben verriet, daß die Insel ihre Tektonik hatte.

Wieder einmal schwankte der Staat.

Gezänk der Geister über den Wassern

Der Staat schwankte nach rechts. Der Riesenkönig, der ein Zwerg war, entsann sich, wie er seinen Vorgänger hatte regieren sehen, und lehnte sich aus dem rechten Turmfenster.

Ein widerwärtiges Knirschen erfolgte. Die Riesen riefen: »Majestät belieben das falsche Fenster«.

Der Zwerg Otto erschrak. Er begab sich zum linken Fenster, verschränkte seine Beinchen ums Fensterkreuz und hängte sich hinaus, so weit er irgend reichte.

Aber weil er fast nichts wog, konnte er dem Gewicht der Umstände keine eigene Schwere entgegenhalten. Der Staat fuhr fort ' sich nach rechts zu neigen, und brach ab und kippte ins Meer.

Eine Flutwelle erreichte Philibert und überspülte seinen Scheitel. Als das Wasser von ihm abgelaufen war, fand er das Reich der Riesen versunken.

»Was für ein hübscher Anflug von einem Wald ist mit dieser Insel untergegangen«, dachte Philibert, »sie war schon fast kein nackter Felsen mehr«. Und er dachte wehmütig an Tiny, an ihre Jugend und ihre unverdrossenen Liebkosungen.

Dann sah er die Pappel.

Sie war, wenngleich wir das selbst nicht glauben mögen und ungern berichten, unertrunken geblieben und stand auf dem leeren Meer. Sie deutete drohend auf Philibert. »Kehre um«, befahl sie. »Wenn du nicht umkehrst, hole ich dich«.

Hui, kam da einer aus dem innersten Osten her über die Wogen gefahren.

Es war der Sturmkönig.

Er stand der Gräfin gegenüber, auch er fest auf dem Nichts.

»Lassen Sie ihre zitterigen Finger von diesem Jüngling«, sagte er mit seiner tiefgrollenden Stimme. »Ich habe Großes mit ihm vor«.

»Er ist mir anverlobt«, keifte die Pappel. »Ich will ihn heiraten«.

»Ich will ihn an Sohnes Statt«, sagte Eostro ziemlich abschließend.

»Ihre Macht ist bloß Luft«, sagte die Pappel unbeeindruckt. »Besser, Sie einigen sich gütlich mit mir«.

»Eine Einigung zwischen uns«, sagte Eostro, »ist so unmöglich wie zwischen Baum und Wind«.

Die Pappel verwandelte sich in einen Baum. Die Falten ihres weißen Schleppgewandes bildeten ein Wurzelgeflecht und krümmten sich schlangenartig aus der Gischt. Ihre Arme wuchsen knisternd, an ihren gespreizten Fingern hingen die Sterne.

Der Sturmkönig verwandelte sich in einen Sturm. Erst wehte sein Bart, dann er selbst als flammenfarbene Luftgewalt. Er durchsauste in Schleifen den Raum, er wirbelte die Kometen auf wie Straßenstaub.

Sie nahmen die Gestalt von Welttatsachen an und zeigten sich als das, was sie waren: die Großmächte des Geisterreichs, die Fürstlichkeiten unter den Verallgemeinerungen.

So dehnten sie sich, jeder in seinen Himmel.

Auf der Seite der Pappel färbte sich das Himmelsgewölbe blendend weiß. Eostros Seite leuchtete granatapfelkernrot. An der Naht, wo die Hälften zusammenstießen, spielte sich ein Feuer von Blitzen ab und zuckte hinüber und herüber.

Philibert war beeindruckt. Er erkannte, daß es um keine kleinere Frage ging, als um den Gegensatz von Stillstand und Bewegung. Er würde noch volle drei Tage lang nicht vergessen, daß ihm vergönnt gewesen war, die Welt in ihrer Entzweiung mit Augen zu sehen.

»Das All«, sagte die Großmacht Pappel, »hat nur Platz für einen von uns beiden«.

»Es wird sich herausstellen, daß ich der bin«, erwiderte die Großmacht Eostro. »Für den Augenblick will ich mich damit begnügen, meinen Schützling Philibert Ihren schlechtbegründeten Nachstellungen zu entziehen«.

Er packte Philibert mitsamt seinem Boot und hob ihn auf die Schulter, weit über die Wolken. In der Lage lassen wir unseren Helden vorerst hängen.

Der Mann auf der Planke,

weiterer Fortgang:

Die Gegeneinladung

Der Fregattenkapitän wunderte sich über die Begebenheiten seines gewesenen Herrn. Er beseufzte seine Leiden und konnte zugleich deren nicht genug vernehmen.

»Ich erzähle Ihnen meine Geschichte in der Hoffnung, sie zu verstehen«, sagte der Mann auf der Planke. »Indem ich mir vergegenwärtige, daß sie sich ereignet hat, rede ich mir ein, daß es eine Erklärung für sie gibt. Denn alles, was sich ereignet, läßt sich erklären«.

Er stellte sein Glas auf einer Schiffskommode ab, die auf dem Kajütenboden festgeschraubt war. Er erhob sich aus seinem Ohrensessel.

»Nun ich Ihre Einladung angenommen habe, mein guter Allan«, sagte er, »werden Sie mir meine Gegeneinladung nicht abschlagen«.

Der Kapitän folgte seinem Besucher auf die Planke und zu den Salamandern und mußte sich noch bedanken. Die Salamander zeigten sich ausgelassen über die Rückkehr ihres Opfers.

Sie hoben ein Ende der Planke mit ihren moosigen Rücken, um die Fahrgäste abzuwerfen. Sie sprangen in die Luft hoch und ließen sich auf die Planke fallen, um sie mitten entzwei zu brechen.

»Man hält sich an diesem Nagel fest«, erklärte der Mann.

Der Kapitän betrachtete unzufrieden den Nagel, der aus dem schwarz und schleimigen Holz der Planke ragte. »Er ist rostig«, wandte er ein, »er kann eine Blutvergiftung hervorrufen«.

Der Mann erwiderte:

»Wer würde zögern, sich an dem Nagel zu vergiften, an dem sein Leben hängt?«

Ein Salamander tauchte senkrecht aus der eisigen Tiefe und schnappte und biß dem Kapitän eine Zehe vom Fuß.

»Teure Heimat«, jammerte der, »womit habe ich das verdient?«

»Ich erzähle Ihnen gerade, wie eine Million Riesen samt ihrer Insel im Meer ersäuft werden«, sagte der Mann auf der Planke, »und Sie erregen sich über einen Salamander, der Ihnen einen einzigen Zeh abbeißt«.

»Aber es ist mein leibhaftiger Zeh, den er abbeißt«, sagte der Kapitän, »kein erzählter«.

»Es waren auch leibhaftige Riesen, die ersäuft wurden«, sagte der Mann.

»Zugegeben«, sagte der Kapitän. »Aber keiner von ihnen war ich«.

»Wollen Sie jetzt Ihr Knie hochziehen«, fragte Philibert, »und den fernern Verlauf meiner Abenteuer vernehmen?«

»Was widerfuhr Ihnen«, sagte der Fregattenkapitän Allan Gagelbusch, »als Sie in Ihrem Ausflugsruderboot auf der Schulter des Sturms über den Wolken hingen?«

Die Oase Schönschein

Eostro lief im Sturmschritt über den Ozean, endlich warf er das Boot ab. Philibert landete mit Krachen. Um ihn herum gab es wieder nur Wellen und übrigens nichts zu sehen.

Aber das Boot schaukelte nicht.

Die Wellen waren Sandwellen, das Meer war das Sandmeer.

Die Gegend, worein es Philibert verschlagen hatte, war die Wüste Monde, jene furchtbarste aller Einöden und Durststrecken, verglichen mit der die Steckpfahl-Wüste eine Wiese ist und die Kamelschädel-Wüste ein blühender Garten. Die Wüste Monde ist der Ort, wo die Schakale neben einem toten Springbock Hungers sterben, weil sie die Kraft nicht haben, ihre Kiefer auseinander zu kriegen. Es gab in der ganzen endlosen Ebene keinen Tropfen Wasser. Die Ausnahme bildete ein Quell, der in einer Brunnenhöhle entsprang und natürlich poetischer Herkunft war.

Hier hatte die Tochter eines Flußgottes vor dem lüsternen Apollo Zuflucht gefunden und zum Dank den Quell gestiftet. Am Ufer des Quells war eine Oase entsprossen, die lag da und duftete, mitten in all dem Graus. Der Name der Oase lautete Schönschein.

Philibert war ein paar Tage in der Wüste herumgeirrt und kurz davor niederzubrechen. Da vernahm er ein Geräusch aus der Ferne. Das Geräusch war von einer solchen Gewalt des Mißtönens, daß es Tote hätte aufwecken können, und Phillbert war noch nicht tot. Er hob den Kopf aus dem Sand. In der Richtung, aus der das Geräusch kam, sah er die äußerste Spitze eines Palmenblatts.

Wie jauchzte seine Seele, als er die Wüste Monde hinter sich ließ und die Oase Schönschein gewann.

Sein Fuß durchwanderte grüne Auen und hüpfte über Wassergräben. Bald erreichte er die ersten Kaffeehäuser.

In den Kaffeehäusern saßen mit Schnattern die Äfferlinge.

Die Äfferlinge waren Menschenartige, welche die Oase Schönschein bewohnten. Sie nährten sich von Äfferlingsbrot und hausten in den Luftwurzeln. Sie waren eine glückliche Rasse. Wiewohl sie nie schliefen und dauernd den Saft herabgefallener Früchte soffen, der in der Sonne gegoren war, waren sie von unverwüstlicher Gesundheit und starben selten oder spät.

In der Mitte der Oase stieß Philibert auf den Erzeuger des Übelklangs, der ihn vom Tode gerettet hatte. Das Orchester der Äfferlinge gab eine Uraufführung. Der Tonsetzer selbst, ein besonders langarmiger Äfferling, schlug den Musikern den Takt.

»Dieser Kollege«, erklärte ein Äfferling, der auf einem Stühlchen an einem Tischchen, beide von Wiener Geschmack, auf dem Gehsteig saß, »hat seiner Kunst ein großes Opfer gebracht. Er hat sich selbst die Trommelfelle durchstochen. Als er erkannte, daß er außerstande sein würde, Töne von solcher Neuartigkeit und Kühnheit zu erfinden, wenn er selbst sie würde anhören müssen, ist er lieber freiwillig ertaubt, als daß er abgelassen hätte, die Töne hervorzubringen«.

»Er hört die Musik nicht, die er leitet?« fragte Philibert.

»Anders wäre die ganze Richtung nicht durchführbar«, bestätigte der Äfferling.

Der Menschenfreund mit dem Enterhaken

Über den Ursprung der Äfferlinge haben wir das Wesentliche herausgebracht.

Es lebte vor Jahrhunderten ein edler Seeräuber, ein gewisser Jogoff. Er war grausam aus Güte und ein Pirat aus uneigennützigen Gründen. Er hatte seine Laune darauf versteift, sich der Perlenfischer und der Schwammtaucher anzunehmen.

So besegelte er, das Herz voll Blutdurst, den Kopf voll hoher Meinungen und Gesamtentwürfe, die Meere. Er brachte die Schiffe mit seinem Enterhaken auf und versenkte sie. Die Perlen und Badeschwämme, die in den Schiffen angehäuft waren, gab er den Perlenfischern und Schwammtauchern zurück. Diese Berufszweige fuhren fort, bei jungen Jahren der Auszehrung zu erliegen, aber jetzt doch, dank Jogoff, zwischen Perlen und Schwämmen.

Dann erschien ein Kaiser auf der Erde.

Seine Frau, die Kaiserin, hatte einen bildhübschen Brustansatz, und sie beschwerte sich bei ihrem Mann, daß sie keine Perlenschnüre mehr auftreiben konnte, um sich den Ausschnitt zu schmücken, und daß sogar die Schwämme, womit sie ihn wusch, unbezahlbar geworden waren.

»Jogoff«, sagte der Kaiser und runzelte die Stirn.

Er verfolgte den Piraten von Gewässer zu Gewässer, endlich drängte er ihn in die Mondo-Wüste zurück. Dort entdeckte der die Oase und hielt sich in ihr vor dem Kaiser verborgen.

In der Oase gab es ein Rudel von Pavianweibchen, Geschöpfe von schlechten Gedanken und aufforderndem Wesen. Die Äffinnen machten sich ans Werk, den Piraten zu verführen. Sie besuchten ihn zu allen Stunden des Tages und zeigten sich ihm her. Sie nahmen unzüchtige Haltungen ein, wobei in Betracht gezogen werden muß, daß diese akrobatischen Tiere ihren Körpern noch weit ausdrucksvollere Verrenkungen abzuverlangen imstande sind als die Menschenfrauen. Sie näherten sich Jogoff aus Richtungen, an die er nie gedacht hatte.

Jogoff, um seine Sinne abzulenken, setzte sich hin und schrieb ein tausendseitiges Buch, »Das Ich als Tatsache«.

Kaum hatte er das Buch beendet, tauchte er die Feder neu ein und änderte es um. jetzt hieß es »Das Ich als tätige Sache« und war zweitausend Seiten stark.

Eine dritte, noch vollständigere Ausgabe, die er herstellte, trug den Titel »Das Ich als tätliche Sache«.

Diese Fassung hatte viertausend Seiten.

Als Jogoff die letzte Zeile der viertausendsten Seite niedergeschrieben hatte, griff er sich das blondeste der Baumweiber beim Brustfell und erlag ihrer Begehrlichkeit und trieb mit ihr, was er nicht hatte treiben wollen. Gleich anschließend

vermischte er sich auch mit allen anderen.

Aus ihrem Schoß entsprangen die späteren Bewohner der Oase. Sie waren, kurz gesagt, eine Kreuzung aus Weltverbesserer und Affe.

Dieser Jogoff, außer daß er der Stammvater der Äfferlinge wurde, war es auch gewesen, -der das erste Kaffeehaus gegründet hatte.

Die Halbjungfrau

Nach so viel sittlicher Tüchtigkeit, wie er bei den Riesen erfahren hatte, tat es Philibert wohl, sich dem Schönen zu ergeben, und er besuchte regelmäßig die Kaffeehäuser. Er trug zum Geschwätz der Äfferlinge bei und äußerte sich zu ihren Lehrmeinungen.

»Als der höchste Zustand des Romans«, sagte er und kippelte mit seinem Wiener Stühlchen, »gilt der Reiseroman, in welchem der Held von einer Stufe der Bildung zur anderen geführt wird. Ich sage hiergegen, der höchste Zustand des Romans ist der Fluchtroman«.

»Auf der Reise«, sagte er, »lernt man Leute kennen«, (in der Aussage betonte er das Wort »Leute«). »Auf der Flucht aber lernt man die Leute kennen«. (Hier betonte er das Wort »kennen«).

»Nur eine Fluchthandlung ist eine notwendige Handlung«, sagte er; »nur in ihr geht es um Kopf und Kragen. Der strebende Held ist der weglaufende Held«.

Die Äfferlinge nahmen ihn, obgleich ihm das Äffische abging, für einen der ihren. Denn die Äfferlinge lieben diese Art Äußerungen und geraten über sie ins Schnattern, wie wenn sie mehr wären als schmissig gereihte Wörter.

Philibert hatte sich mit einem krummbeinigen muskelbepackten Äfferling befreundet. Der übte die Kunst eines Steinmetzen und vermochte im Grund zwei Sätze.

Entweder trat er auf mit:

»Hast du Schnaps, ich hab Weiber?«

Oder:

»Hast du Weiber, ich hab Schnaps?«

Eines bestimmten Nachmittags aber gesellte er sich zu Philibert und begann das Gespräch mit einer neuen Eröffnung. »Ich habe eine Halbjungfrau zur Hand«, sagte er, »hätten Sie Lust auf eine?«

»Weshalb nicht?« sagte Philibert. »Es wäre einmal was anderes«.

»Welche Hälfte wäre Ihnen angenehm?« fragte der Künstler. »Die obere oder die untere?«

»Die obere«, sagte Philibert, »eignet sich vielleicht besser zum Kennenlernen«.

Die Halbjungfrau arbeitete als Künstlermodell. Die Oberhälfte bei einem Bildnismaler, die Unterhälfte bei Philiberts Freund, dem Steinmetzen, welcher ihr Gesäß für die ideale Frau benötigte; denn die war sein Thema. Da die Halbjungfrau in einundderselben Stunde zwei Künstlern saß, war sie nicht unvermögend.

Die obere Hälfte der Jungfrau war unbeschreiblich verdorben. Sie sog Philibert völlig aus und erschöpfte seine Kräfte. Er suchte, kalten Schweiß auf der blassen Stirn, den Steinmetzen auf und bat ihn um die untere.

Die untere Hälfte war mild und betulich; ihre Hinterbacken empfingen seine Aufmerksamkeit unter gutmütigem Zucken. Mit der Zeit wurde sie anspruchsvoller. Sie gewöhnte sich, Forderungen zu stellen, und gab ihm alle Glieder voll zu tun.

»Ich weiß nicht, welche Hälfte ich vorziehe«, sagte Philibert zu dem Steinmetzen. »Wie man sie nimmt, von oben oder unten, gegen eine Halbjungfrau ist ein Vollweib nur ein Ruhekissen«.

»Sie sollten sich allmählich entscheiden«, sagte der Steinmetz.

»Es ist mir nicht gegeben, mich zu entscheiden«, erwiderte Philibert mit schleppender Zunge.

Neues vom Ripper

Die obere und die untere Hälfte der Halbjungfrau trafen sich gelegentlich auf einer Ausstellung oder bei einem der nächtlichen Äfferlingsfeste; übrigens pflogen sie keinen Verkehr und waren sich gleichgültig. Sie nahmen einander den

vertrauten Umgang mit Philibert nicht übel, sie waren ja letztlich dieselbe Person. Aber da sie keinen Gesichtspunkt teilten, fehlte es ihnen am gemeinsamen Gesprächsstoff. Sie hatten keine Berührung mit einander, höchstens am Gürtel.

Eines Nachts ereignete sich ein haarsträubender Vorfall.

Die Oberhälfte lag mit Phillbert zu Bett, den Kopf an seinem Halse. Falls es zwischen den Frauen und den Männern einen Unterschied gibt, so ist es der, daß die Frauen mit dem Kopf auf der Brust eines Menschen Schlaf zu finden vermögen.

Ihre Locken ringelten sich über das Kissen. Unter dem Deckbett heraus, denn die Nacht war warm, ragte ihr praller Busen in seinen grau und zartrosa Fleischtönen.

Eine Gestalt kam durchs offene Fenster gestiegen. Sie war schwarz gekleidet, das Gesicht war schwarz vermummt. In der Hand hielt sie ein Küchenmesser, welches nicht nur einen schwarzen Griff, sondern sogar eine geschwärzte Klinge hatte. Die Gestalt näherte sich dem Bett und warf einen haßerfüllten Blick auf die Schlummernde.

Dann stieß sie zu.

Sie stieß durch die Bettdecke, dorthin, wo sie die Fortsetzung des Opfers und in der die Schamgegend vermutete. Sie drehte die Waffe und wendete sie mit großer Kraft im angenommenen Gekröse. Sie zerschlitzte der Halbjungfrau, wie sie glaubte, ihr Weiblichstes und Eigentliches.

Nach der vermeinten Bluttat verschwand sie durchs Fenster und verlor sich im Nebel des kastalischen Quells, in Richtung, wie festgestellt wurde, des Hafens und der Lagerhäuser.

Ein Arzt und ein Detektiv wurden hinzugezogen.

»Der Täter besitzt zweifellos medizinische Kenntnisse«, sagte der Arzt zum Detektiv. »Aus den Schnitten in der Matratze erkenne ich, daß er den Unterleib der Dame, wäre derselbe zugegen gewesen, nach den Kunstregeln würde zerfleischt haben«.

»Den jungfräulichen Unterleib«, verbesserte die Oberhälfte.

Trotz allen aufgewendeten Scharfsinns konnte der Mordanschlag nicht aufgeklärt werden. Er blieb ein unverlorener Gegenstand der Neugier und des Grauens und gilt in der Oase für einen der besten Stoffe.

Die Ewigen Drei

Das Geschlecht der Äfferlinge war dreist und aufgeregt, aber alles in allem harmlos. Eine Ausnahme bildeten drei Äfferlinge, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet waren und darum von jedermann gemieden wurden. Sie tagten im Bodengeschoß eines Hinterhauses, wo sie Grundsätze erklärten und Gerüchte ausgaben Die Bezeichnung, die sie sich gegeben hatten, lautete: die Ewigen Drei.

Dies waren die Ewigen Drei, einzeln genommen:

1. Der Dichter-der-in-seiner-jugend-was-gedichtet-haben-sollte.

2. Die Tränenfeuchte.

3. Die Wiedergeburt. - Die Wiedergeburt hatte ihren Namen daher, daß sie in einem früheren Leben Richard Wagner gewesen war. Sie glich diesem Ausnahmemenschen vollkommen: in der Art zu denken, in der Art, Schulden zu begleichen, und natürlich in der Statur.

Die Tränenfeuchte hatte aus ihren Vorfahrinnen, jenen naiven Töchtern des Tierreichs, die ganze Fülle des Haarwuchses herausgemendelt. Sie hatte Haare im Hintern und auf den Brüsten. Merkwürdig war, daß der Dichter-der-in-seiner-Jugend-usf ihr, obgleich keine leibliche Verwandtschaft vorlag, ähnelte. Hätte er einen Schnurrbart gehabt, hätte er ausgesehen wie sie.

Am Tag, der auf den Mordversuch an der Oberhälfte folgte, saß Philibert mit der Unterhälfte bei Kaffee und Zwetschgenwasser auf dem Hauptplatz der Oase.

Ein Gemurmel kam auf. Durch die Tische, die alle stark besetzt waren, liefen halblaute Ausrufe. Die Ewigen Drei betraten den Platz. Sie scheuten sich nicht, gesehen zu werden; sie gingen bei heller Sonne durch die Äfferlingsmenge, dort, wo sie am dichtesten war, und verbreiteten Unruhe und Entsetzen.

Dann stellte sich heraus, daß eine vierte Person mit ihnen war. Philiberts Unbehagen wuchs ins Äußerste; denn er erkannte in ihr keine andere als die Gräfin Pappel.

»Sie haben Besuch aus der Welt«, raunte es an den Nebentischen.

»Es ist ihnen gelungen, Aufmerksamkeit zu erregen«.

Die Pappel trennte sich von ihren Gefährten. Sie kam zu Philibert herüber und setzte sich zu ihm an den Tisch.

»Ich freue mich, mein Verlobter, Sie ohne Damenbegleitung anzutreffen«, hob sie an, »obgleich die Sitten hier, wie man sagt, lose sind«.

Das Mißverständnis rührte daher, daß die untere Hälfte der Halbjungfrau nicht bis zu dem marmornen Blatt des Kaffeehaustischchens reichte, und also von oben nicht zu sehen war. Die Pappel fuhr fort:

»Nicht daß ich diese Art leichter Mädchen jemals zur Kenntnis nehmen würde. Welche anständige Frau wäre wohl eifersüchtig auf Künstlerinnen?«

Die Unterhälfte trat die Pappel gegen das Schienenbein.

Die Pappel rieb sich den empfindlichen Knochen.

Sie nahm an, sie habe sich an dem eisernen Tischgestell gestoßen, und sprach weiter.

»Aber für jeden Mann, der ein gewisses Alter erreicht hat, wird es Zeit, erwachsen zu werden. Er findet zur Ruhe, und die Familie tritt vor das Vergnügen«.

Die Unterhälfte trat die Pappel abermals gegen das Schienenbein.

Die Pappel ward ihrer Verstörung Herr und beendete ihre Ausführung und sagte:

»Was insonders ansteht, sind geschäftliche Gespräche über die Aufforstung Ihrer Wälder; ich verfüge über Kassenbelege, welche erweisen, daß nur Pappeln für den Besatz in Frage kommen«.

Die Unterhälfte trat die Pappel zum dritten Mal gegen das Schienenbein.

Die Pappel schrie: »Au!«

Philibert lachte.

Die Pappel unterdrückte einen unbestimmten Verdacht und einen starken Zorn. »Eines Tages werden Sie die Beständigkeit meiner Liebe würdigen lernen«, sagte sie schmachtend und rieb sich die Vorderseite des Unterschenkels, wo sich im Fleisch ein blauer Fleck und im Strumpf eine Laufmasche gebildet hatten.

Durch die Wüste

Seit sie in der Gesellschaft des ausländischen Besuchs beobachtet worden waren, änderte sich das Ansehen der drei kranken Äfferlinge. Sie verließen das Abseits, worin sie lebten. Sie wurden wieder gegrüßt.

Da indes im Äfferlingsvolk kein anderer Gruß bekannt ist als der Kuß auf den Mund, steckten die Ewigen Drei viele an. Die Keime der Krankheit, an der sie litten, übertrugen sich von Äfferling zu Äfferling. In fast keiner Zeit war die ganze Oase Schönschein von der Seuche ergriffen.

Die Äfferlingsseuche äußert sich zunächst in einer starken Müdigkeit und Lust an traurigen Gegenständen. Ein zweiter Schub bewirkt die Einstellung jeglicher Arbeit. Der dritte Schub, dem dann nur noch der Tod folgt, ist schrecklich. Die Äfferlinge fletschen die Zähne, giftiger Speichel enttropft ihren Lefzen. Sie sind immer bissig gewesen, aber jetzt beißen sie, um zu töten.

Die Äfferlinge von Schönschein befanden sich kurz vor dem dritten Schub, und es stand in ihren Mienen geschrieben, daß sie den Gedanken nicht mehr ausschlossen, Philibert zu zerreißen. Da ihm seine Haut so lieb war wie dir, verehrter Leser, deine, verließ er die Oase, obgleich das nichts Ungefährlicheres bedeutete als die Notwendigkeit, wieder die Wüste Mondo zu durchqueren.

(So wurde er der einzige Bürger von Schönschein, der überlebte, mit Ausnahme der Halbjungfrau, die auf eine Zeitungsanzeige geantwortet und einen Vikar aus Philadelphia im Kreis Beeskow geheiratet hatte. Wir schieben das hier ein, um es erledigt zu wissen. Der Vikar pflückte ihre Mädchenblüte. Er freute sich ihrer Unversehrtheit, und er übersah das Wenige, das er später an ihr auszusetzen fand, darum, daß sie das Kostbarste, das eine Frau zu geben hat, für ihn bewahrt hatte).

Alle anderen Äfferlinge brachten sich um, teils selbst, teils einander.

Philibert ließ die Kaffeehäuser im Rücken stehen. »Sonderbar«, sagte er, »so wie ich noch unlängst, die Wüste durchwandernd, nicht erwarten konnte, die Oase zu gewinnen, kann ich jetzt nicht erwarten, aus der Oase in die Wüste zu kommen«. Und seine Seele jauchzte, als die äußerste Spitze des höchsten Palmblatts unter dem sandigen Augenkreis versank.

Vierzig Tage lang schritt er hoffnungsfroh durch wasserloses Gelände. Wenn ihm Durst und Sonne zu schaffen machen wollten, sagte er jedesmal:

»Wärest du lieber wieder bei den Äfferlingen?«

Am einundvierzigsten Tag seiner Wanderung gelangte er zu einem Vorgebirge, das mit seinem südlichen Rand ins Meer abfällt und in den Landmarkenbüchern als der Berg Teltow verzeichnet ist.

Berg Teltow

Der Lehmboden und die starke Sonnenbestrahlung seines Südhangs hatten den Berg Teltow zu einem Anbaugebiet für Rüben gemacht. Der Geschmack dieses Gemüses war auf der übrigen Welt unerreicht.

Die Rübenbauern waren mürrische Leute. Sie kümmerten sich um ihre Rüben und um die Mathematik. Sie hatten nicht nur den Inhalt der Kugel aus ihrem Durchmesser errechnet, sondern auch den der Rübe, einbegriffen den Schwanz.

Von ihnen stammt die gesamte Lehre von den Rübenschnitten.

Das Geschnatter der Äfferlinge noch im Ohr, gefiel Philibert das abweisende Wesen dieser wortkargen Leute mit den lehmigen Schuhen. Er entschloß sich, bei ihnen seine Tage zu beenden. »Es ist nicht möglich, noch weniger vom Geschick zu verlangen«, dachte er mit einem leichten Hochmut. Denn in der Entsagung glücklich zu sein, fühlte er sich nach allem, was er durchgemacht hatte, reif

Auf einem seiner Ausgänge berührte er ein Borkenhaus, in dem wohnte ein Klausner mit seiner Tochter.

Der Klausner lebte als Backwoodman dem Studium der vernünftigen Meinungen, welche die Griechen, die Engländer und gewisse Deutsche der Menschheit hinterlassen haben. Die Ergebnisse seiner Studien schrieb er in Schönschrift auf saubere Blätter, heftete sie sorgsam zu Bündeln und schloß sie in eine Kiste weg, die er unter dem Bett stehen hatte. Er hatte sich von allen vernachlässigten Weltgegenden den Teltow zum Ort seiner Hinterwäldlerei gewählt, weil er nichts lieber aß als die dortwachsenden Rüben, vorausgesetzt, sie waren gepflegt und hatten keinen Frost abbekommen. So sehr er die Menschen mied, suchte er die Rüben.

Philibert lobte dem Backwoodman gegenüber die Tochter. »Ihre Sonette im Stil des Petrarca sind so außerordentlich wie die von ihr angefertigte gegliederte Liste der Wolkenformen«, sagte er.

»ja«, sagte der Klausner, »aber Sie sollten nicht unerwähnt lassen, wie reinlich sie die hiesigen Rüben putzt«.

Und er fügte hinzu:

»Wer seine Zeitgenossen um Haupteslänge überragt, hat wohl das Recht auf ein wenig Naschhaftigkeit«.

Und dann lehnte er sich zurück und verkündete:

»Ich habe eine Verwendung für Sie, Doktor«.

Tatsächlich besaß Philibert den Doktortitel, welcher im Waldreich Ur an jeden männlichen Bürger beim Überschreiten des sechzehnten Lebensjahres ohne weiteres vergeben wird. Aber der Klausner bestand darauf, ihn zu benutzen.

»Sie werden von nun an meine Äußerungen mitschreiben«, erklärte er, »welche ich ganz unbefangen tun werde; denn ich vergesse diese Unterredung sofort und werde nichts davon, daß einer meine Einfälle festhält, wissen«.

»Aber wird, o Vater«, wandte Philibert ein, »mein Sinn würdig sein, so hohe Gedanken aufzunehmen und richtig zu erfassen?«

»Keine Sorge, Doktor«, versetzte der Klausner. »Natürlich sehe ich Ihre Aufzeichnungen jeden Morgen durch«.

»Verstehe«, sagte Philibert zu dem Backwoodman, »aber könnten Sie nicht wenigstens bitte sagen?«

»Ich bin schon in dem Alter, in dem man keine überflüssigen Wörter mehr ausspricht«, sagte der.

Die Tochter des Backwoodman

Die Tochter des Backwoodman war eine langnackige Schönheit. Ihre Augen waren blau, die Haare über ihrer hoch sich wölbenden Stirn mit den klugen Falten waren von jenem rauchfarbenen Dunkelgelb, welches in Ur niemals angetroffen wird, weil es mit den Mitteln der Scheidekunst, die in Flaschen verkauft werden und mit denen das Reich Ur seine Frauen einfärbt, sich nicht erzielen läßt.

So wandelte sie, still, weiß und schmächtig, die Andeutung eines Busens im Hernde. Sie hatte, bei einem Vater wie dem ihren aufgewachsen, das menschliche Wissen gleichsam mit dem Breilöffel aufgenommen. Sie war durch und durch gelehrt

und kannte es nicht anders. Sie berechnete die Verfinsterungen der Sonne, des großen Bären und anderer Gestirne. Sie wußte von allen Dingen den Ursprung und von allen Ereignissen, wie sie zustande gekommen waren.

Philibert liebte das sinnreiche Mädchen.

Aber eine Scheu hielt ihn ab, von seiner Liebe zu sprechen. Er spielte gelegentlich darauf an; sie indes, die alles begriff, begriff die Anspielungen nicht.

So lebten sie in hochstehender Zuneigung und wie im Geist verschwistert. Sie saßen Wange an Wange und durchforschten die Handschriften des Klausners nach Schreibfehlern. Der Klausner dämpfte seinen Schritt, wenn er durchs Zimmer kam.

»Lassen Sie sich nicht stören, Doktor«, sagte er.

Endlich, der Frühling und der halbe Sommer waren ins Land gegangen und die Rüben gediehen der Ernte entgegen, ermannte sich Philibert. Er wurde in seinen Anspielungen deutlich und verlangte mehr.

»Mehr?« fragte die Tochter des Backwoodman verwundert. »Was denn noch?«

Philibert erklärte es ihr.

Sie durchdachte seine Erklärung.

Nach ungefähr einer Stunde stellte sie ihm die Frage, zu der sie beim Denken gelangt war.

»Ist denn, was du mir vorschlägst, dieses Körper an Körper, vernünftig?

»Gewiß nicht«, erwiderte Philibert. »Aber spricht etwas dagegen, Unvernünftiges zu tun, wenn es so ungemeine Freude bereitet?«

Die Tochter des Backwoodman durchdachte drei Stunden lang die Antwort und sagte:

»Ich finde keinen Grund, dich nicht zu lieben«.

Sie schlug ein gellendes Gelächter auf. Sie faßte in Philiberts Hose und schielte vor Vergnügen über das, was sie dort fand. Sie knabberte an Philiberts Teilen, den hierfür geeigneten und den ungeeigneten. Sie liebte unerschöpflich und unermüdlich.

Sie küßte ihn aufs Kinn und rief: »Was beweist das?« und kicherte heftig.

Sie steckte ihm ihren niedlichen Finger ins Nasenloch und rief: »Was beweist das?« und kicherte heftig.

Sie umwickelte seinen großen Zeh mit ihrem ungefärbten Blondhaar und band sich mit einem Knoten an ihm fest und rief»Was beweist das?«

Und sie strampelte mit den Beinen und wollte sich vor Lustigkeit ausschütten.

in den Wissenschaften hatte sie keinen Witz verstanden. In der Liebe verstand sie keinen Ernst.

Philibert, gewohnt, daß die Frauen mit ihm umsprangen, trug auch ihr

zu lieben mit Gelassenheit. »Das weibliche Geschlecht«, redete er sich zu, »ist ein kraftvolles, und das männliche wird sicher auch zu irgendwas gut sein«.

Die tote Pappel

Auf einer schrägen Stelle der Natur, an welcher drei Rübenäcker aneinander stießen, stand eine tote Pappel. Die Pappel war seit siebzig Jahren tot und immer noch sehr groß. Pappelholz verwittert schnell, fast über Nacht; man möge ermessen, wie groß sie vor siebzig Jahren hatte gewesen sein müssen.

In ihren schwarzen Ästen sah man die Reiher auffliegen und landen. Denn der Teltow ist reiherreich, und der Reiher nimmt seinen Aufenthalt gern in abgestorbenen Bäumen.

Der Stamm der Pappel warf einen tiefen Schatten, in den hatte sich der Klausner zurückgezogen. Man sah ihn sitzen und den Einsichten der Menschheit neue und richtigere hinzufügen. Philibert und seine Liebste vergnügten sich auf dem Rasen vor dem Borkenhaus.

Der Liebsten war eingefallen, Philiberts Ohrläppchen in ihren Fingerhut zu tunken. Diese Handlung erfüllte sie mit Entzücken, und sie wiederholte sie nicht weniger als zweitausend Male.

»Sei nicht so albern«, sagte Philibert.

»Du tadelst deine Liebste?« sagte die. »Du selbst hast mich gebeten, Unvernünftiges zu tun«.

»Ich bin der geduldigste aller Männer«, sagte Phillbert, »aber so viel Unernst bin ich nicht gewachsen. Erst findest du beim Liebesspiel nicht den Anfang, dann nicht das Ende«.

»Ich liebe dich eben«, sagte das zarte Geschöpf.

»Du hebst mich«, sagte Philibert nachgiebig, »aber unreif«.

»Ich will von dir in Ruhe gelassen sein und zu meinem Vater«, sagte die Tochter des Backwoodman. Sie eilte den Berg hinauf, indem sie den Furchen zwischen den Rübenblättern folgte. Sie erreichte den Klausner und umschlang seine Knie und barg den Kopf in seiner Kutte.

In dem Augenblick brach der riesige, aber unfeste Pappelbaum zusammen. Er erschlug beide, den Vater und die Tochter. Die Reiher flatterten in den Himmel empor und gaben mißbilligende Rufe von sich.

Beim Begräbnis baten die Rübenbauern Philibert, die Rede zu halten, wozu sie sich, sagten sie, nicht eigneten.

»Ich habe in meinem Leben zwei Männer bewundert«, sagte Philibert, »den König der Riesen und den Backwoodman. Beide wurden von einem jähen, gewaltsamen und grundlosen Mißgeschick dahingerafft, so als wolle man uns die Vermutung nahelegen, daß die physische Welt große Männer nicht duldet«. Dann wollte er auf die Tochter zu sprechen kommen.

Aber die Rübenbauern erklärten, sie müßten zur Arbeit. Sie gingen in ihren Bratenröcken nach ihren Feldern hin.

Philibert war vom Unglück noch nicht soweit vertrottelt, daß er seine Ansprache über den Punkt hinaus fortgesetzt hätte, an dem ihm keiner mehr zuhörte.

Der Samenkrieg

Philibert blieb auf dem Berg Teltow und bei seinen Verstorbenen. Er goß ihre Gräber und hütete die Kiste mit den Gedanken. »Ist es hier nicht trauriger als anderswo«, dachte er bei sich, »ist es doch vernünftiger«. Die Rübenbauern hörten nicht auf zu brummen, aber sie gewöhnten sich an seine Anwesenheit, so wie sie sich mit der Anwesenheit des Klausners abgefunden hatten.

Eines Tages schwebten, vom Meer her, längliche weiße Bäusche in der Luft. Sie fielen zu Boden. In den gruben sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit, wie bleiche Würmer.

Dort, wo sie sich eingegraben hatten, entstand eine Pflanze. Besonders üppig entfalteten sich die fremden Gewächse in den Rübenäckern. Die sahen ungepflegt aus und von Stengeln verdorben.

Die Bauern riefen: »Zu den Waffen«.

Sie liefen zusammen und scharten sich um schuppenartige Verschläge, die sie die Küste entlang aufgestellt hatten, und entfernten die Schlösser und Riegel. Sie waren, erwies sich, auf den schlimmen Fall vorbereitet. In jedem Verschlag befanden sich ein Faß und ein Vorrat von Hacken. Mit den Hacken gingen sie den Pflanzen zu Leib und rodeten sie aus den Äckern.

Fern draußen auf dem Ozean sah Philibert Schiffe auftauchen. Es war die Kriegsflotte von Ur. Das Linienschiff, welches die Flotte anführte, hieß »König von Ur«, aber das war nicht ernst gemeint. Auf dem Hinterdeck stand die Gräfin Pappel.

»Ich hole nur eben meinen Verlobten ab«, rief sie. »Gebt ihn heraus, sonst gibt es Krieg, und ich will keinen Krieg«.

Die Bauern antworteten nicht. Sie waren, wie wir mehrmals betont haben, schweigsam.

Statt dessen öffneten sie die Fässer, welche einen hellen Rübenbrand enthielten. Sie taten bedächtig ihren Schluck und setzten den Widerstand gegen die Bäusche fort.

Aber die weißen Wolken des faserigen Zeugs schwollen an und verdichteten sich zu einem Nebel. Die Pappel hatte alle ihre weiblichen Verwandten mitgebracht. Auf der Brücke jedes Schlachtschiffs stand eine. Und jede warf ihren Samenwirbel in den Wind, der trug ihn in Richtung Teltow.

Die Pappeln fruchteten.

Durch die Luft war kein Durchblick mehr. Die Flocken tanzten wie in einem Schnee von Irrsinn. Der Kampf wurde sehr hart. Der Schnaps drohte schneller auszugehen als die Pappelsamen. Die Fortpflanzung und Vermehrung der Pappel nahm ihren Lauf, überall schob sich das hölzerne Unkraut aus der Erde.

Philibert erinnerte sich an den Untergang der Rieseninsel und dann, Wie ihm damals der Sturmkönig Eostro zu Hilfe geeilt war. Ihm fiel auf, daß er von dem Sturmkönig lange nicht gehört hatte. »Auch er wird müde geworden sein«, murmelte er mutlos im Gehirn.

Hui, kam da einer aus dem innersten Osten her über Land gefahren. Es war der Sturmkönig und keineswegs müde.

Er peitschte auf die Pappel und ihr Geschwader ein. Die Weiber und die Schiffe legten sich flach und berührten fast die Wogen. Der unbeschreibliche Sturm, den er aufregte, wehte die Samen zurück und nach Westen fort. Die Luft war augenblicklich wieder rein.

Freilich weil der Stern, auf dem wir leben, rund ist, umkreisten die Pappelsamen mit dem Sturm die Erde und kehrten von Osten wieder. Und da an der Ostküste des Vorgebirgs keine Schuppen errichtet und keine Maßnahmen vorgesehen waren, fielen sie hinter den Kämpfenden ein, dort konnten sie unbehelligt wurzeln und schießen.

Das Teltower Rübensterben

»Was tun?« sagte Philibert zu Eostro.

»Gar nichts«, versetzte der Sturmkönig. »Ein Mann von Ehre weiß, wann er geschlagen ist«. Mit dieser spruchartigen Begründung trollte er sich. Er kniff sich seinen Sturm zwischen die Beine und verkroch sich in seinen Osten.

Die Samen der Gräfin gingen auf und wuchsen heran und überzogen das Schlachtfeld. Bald wölbte sich der ganze Berg Teltow als ein Wald ragender Pappeln, ein zischelnder Dom.

Die überlebenden Rübenbauern erkannten, daß die Pappel gesiegt hatte. Sie verfuhren nach dem Gebot ihrer makellosen Vernunft. Sie huldigten der Schönheit ihrer Feindin und vor allem ihrer Tugend. Sie erhoben keine Einwände gegen ihre Verlobung mit Philibert, und sie unterstellten den Berg Teltow ihrer Grafschaft. Seither werden auf der Krume unseres Planeten keine Teltower Rüben mehr gezogen.

Philibert rettete sich vor der Vollstreckung der Verlobung, indem er im Schutze der Nacht die schmale Landbrücke, welche das Vorgebirge mit dem Festland verbindet, überschritt. Nach einer Reihe von Zufällen, die seinem Leib manchen Schaden zufügten, ohne daß sie seiner Seele den mindesten Gewinn eingebracht hätten, war er auf die Planke im Salamandermeer gelangt, auf der wir ihm begegnet sind und auf welcher wir ihn, um der Darstellung seiner Begebenheiten Raum zu geben, für eine bestimmte Weile verlassen haben.

Der Mann auf der Planke,

Aufschlüsse und Schluß:

Die Festnahme

»Das ist das, was ich weiß, weil ich es erlebt habe«, sagte Philibert zu seinem Besucher, der mit nassem Hosenboden auf der Planke kauerte und am Hintern fror. »Einige Stellen meiner Lebensgeschichte wieder sind mir dunkel geblieben. Ich hatte wohl Zeit, sie zu durchgrübeln, aber es mangelte mir an zwei oder drei unerläßlichen Tatsachen«.

»Legen wir unsere Kenntnisse zusammen«, schlug der Fregattenkapitän Allan Gagelbusch vor. Philibert sagte:

»Der Ripper, denke ich mir, war die Gräfin«.

»Natürlich«, sagte der Kapitän.

»Aber wer«, sagte Philibert, »stieß den Riesenkönig über die Klippe?«

»Derselbe«, sagte der Kapitän, »der den Backwoodman mit dem toten Baum erschlug«.

»Eostro>« fragte Philibert.

»Besagter Wind«, bestätigte Allan Gagelbusch.

»Es ist anders nicht erklärlich«, sagte Philibert kaum überrascht. »Aber weshalb?«

»Er hatte beim Krieg um den Berg Teltow eine Entdeckung gemacht«, erläuterte Gagelbusch, »die, daß die Erde rund ist. Sein Vertrag mit Ur hatte besagt, daß alle Länder, die den seinen gegenüber lagen, dem König von Ur gehören sollten. Nun stellte er fest, daß seine eigenen Länder seinen eigenen Ländern gegenüber lagen und also dem König von Ur gehörten. >Ein Ball<, so der Wortlaut, den er bei seiner Unterwerfung fand, >läßt sich nicht teilen, und wer auf einer Kugel bläst, bläst sich ins Genick<«.

»Das klingt überzeugend«, sagte Philibert.

»Das war die Absicht«, sagte Gagelbusch.

»Es ist nur«, sagte Philibert, »daß die beiden erwähnten Untaten, der Sturz des Riesen und die Erschlagung des Klausners, sich vor der verlorenen Schlacht ereigneten, die zu dieser Überlegung geführt haben soll«.

»Hinzu tritt«, sagte Gagelbusch, »daß die Gräfin Pappel dem Sturmkönig Eostro fünfzig Lastesel voll Gold versprochen hatte, dafür, daß er sich entschlösse, ihre Partei zu nehmen.«

»Fünfzig Esel«, sagte Philibert. »Das Ist viel«.

»Bekommen hat er fünf«, sagte der Kapitän, »und auch die nur voll gehackten Silbers. Aber er hatte sich einmal mit ihr eingelassen. Er arbeitete für sie, und auch alle seine geheimen Diener«.

»Der Hofzwerg Otto?« mutmaßte Philibert.

»Oh ja, er gehörte zu ihnen«, sagte der Sohn seines ehemaligen Waldhüters, »und auch die Ewigen Drei, welche sich den in Ur hergestellten Erreger der Seuche, mit der sie die Äfferlinge und heldenhafter Weise sogar sich selbst zum Erliegen brachten, hatten einimpfen lassen. Ich erinnere mich, beim anschließenden Staatsbesuch ... «

»Eostro kam wieder nach Ur?« unterbrach Philibert.

»Das tat er. Das Gipfeltreffen war eine genaue Wiederholung jenes, das durch den Auftritt der Pappel in Mißklang geendet hatte; auch die Bären, die Feen und die Eunuchen waren wieder dabei, freilich inzwischen stark gealtert. Aber Eostro hielt eine beachtete Rede vorm Haus der Bäume, das noch immer >der Mischwald< genannt wird, obwohl es fast ausschließlich aus Pappeln besteht, und man stülpte ihm zwölf Doktorhüte auf seinen Brausekopf. Eine besondere Veranstaltung nun, an die ich mich, wie gesagt, erinnere, galt, in allergrößter Vertraulichkeit und unter Ausschluß sogar der Presse, dem ehrenden Gedenken von Eostros verdeckten Kämpfern an der geheimen Front; es waren eben Otto, die Ewigen Drei und ... «

»Noch einer?« fragte Philibert.

»Und ich«, sagte der Fregattenkapitän Allan Gagelbusch; »denn ich habe dem Sturmkönig im Stillen gedient, so wie mein Vater seinem Vater gedient hat und mein Großvater seinem Großvater«. Er änderte seinen Ton, so daß der eine trockene Schärfe annahm und sagte: »Im Namen der Frau Gräfin Pappel: Dieser Mann, ihr Verlobter, ist in Verhaft zu nehmen«.

Zwei Schaluppen mit Seesoldaten lösten sich von der »Rennvogel«.

Da öffnete der älteste und verworfenste der Salamander den Mund, aus dem es dermaßen roch, daß selbst die übrigen Salamander ungern mit ihm verkehrten und lieber einen Bogen um ihn schwammen. Er bewegte seine mit Entenmuscheln bewachsene Zunge gegen die fauligen Zahnstümpfe; Tränen rannen aus seinen Augen, deren eines mit weißem Eiter unterlaufen war und das andere überhaupt blind; die Worte aber, die er mit Krächzen und Schmatzen hervorbrachte, lauteten:

»Ihr Schicksal, mein Herr, füllt mein Herz mit Erbarmen; wenn Sie mir bitte folgen wollen«.

Philibert bestieg den Rücken des Salamanders. Der trug ihn sicher, und ihrer beider Gestalten verschwanden hinter dem rauchenden Grat des Eisbergs, dessen schwefelfarbene und blaue Flammen in der endlosen Nacht des Nordens ihr Weniges an Licht ausrichteten.

Literatur-Konkret 1992 S. 18

Hermann L. Gremliza

Peter Handke ist Fidel Castorp

Die Geschichte des Engagements, das nichts kostet, ist vorbei... Wie die Geschichte Hans Castorps hat sie gespielt, vormals, ehedem, in den alten Tagen der Welt vor der großen Wende... Der Zauberberg wurde gesprengt. Seit dem 9. November 1989 hat die Zeit, die auf dem Berge stillstand, wieder begonnen. Und wieder wie einst in Davos, sind das, was den Berg endgültig zum Einsturz brachte, die Schüsse in Sarajevo.

Aus der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«

Ob der Literaturredakteur Sch., der so gesprochen hat, weiß, was es bedeutet, ist nicht zu sagen. Er ist nicht eigentlich ein Denker, aber das schadet der Sache nicht, im Gegenteil: Es sind die hohlen Köpfe, die der historischen Botschaft die größere Resonanz geben, wie es nicht Männer sind, die die Geschichte machen, sondern die Geschichte es ist, die sich die Männer sucht und findet, in deren Sprüchen und durch deren Taten sie sich fortbewegt. Was sie durch den Redakteur Sch. fortbewegt, auf die Höhe der Zeit und des Reichs bringen will, sind die deutsche Literatur und ihre Unterschriftsteller. Vierzig Jahre lang war ihre Geschichte eine Geschichte des Engagements gewesen, das nichts kostete. Ein bißchen Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg, Atomtod, Notstand, Nachrüstung, ein bißchen Sozialismus mit menschlichem Antlitz, Solschenizyn, Biermann, gesungen von Böll, Grass, Walser, Jens undsoweiter. Man konnte »Castro rühmen und George Bush verteufeln«, »den Golfkrieg zum Weltuntergang machen«, alles kostenlos. »Heiter, unverbindlich und folgenlos«, wie der Literaturredakteur »das Leben dort« nennt, auf dem Zauberberg, vor dem 4 1. Jahrestag der Reichspogromnacht, »Experimente des Geistes und der Seele, die nie der Bewährungsprobe der Wirklichkeit ausgesetzt waren«.

Was im Literaturteil vor der Wende als Haupt- und Staatsaktion verhandelt worden war, wird bespöttelt: »... weil nichts Ernsthaftes geschah, war all das Spiel, Unernst, kleine Abenteuer im Geist«. Solange Deutschland geteilt und unter Kuratel der Siegermächte gestellt war, brauchten seine Literaten keine andere Rolle zu spielen als die des grummelnden Chors. Der deutsche Ernst beginnt, wenn die Nachkriegszeit endet, wenn das Reich vereint ist und geschossen wird. Seit Sarajevo ist die Zeit des Schwätzens vorbei:

Die Redseligkeit im Historiker-Streit und in der Heidegger-Kontroverse steht in direktem Verhältnis zur Sprachlosigkeit im gegenwärtigen europäischen Krieg.. Die risikolose Leidenschaft bei der Beschäftigung mit vergangenem Unrecht entspricht der - zuweilen ostentativen - Interesselosigkeit gegenüber dem realen, vor unseren Augen sich vollziehenden, zum Himmelschreienden Unrecht eines national-kommunistischen Regimes und seines Eroberungs- und Vertreibungskrieges.. In Sarajevo wird die multikulturelle Tradition zerstört, ohne daß man einen Aufschrei der prominenten Multikultis gebärt hätte, ohne daß man die Solidarität mit den Verteidigern von Sarajevo vernehmen kann... Wäre jene Debatte um den Krieg am Golf mehr als intellektuelle Simulation gewesen, dann hätten sich damals zumindest Kriterien ausgebildet, um den Angriffs- vom Befreiungskrieg zu unterscheiden.

»Nichts belegt deutlicher, daß die alte Zauberberggesellschaft ruiniert ist, als das Schweigen angesichts solcher Vorhaltungen«, resümiert der Literaturredakteur diese Klage, die eine Dunja Melcic in der »Tageszeitung« angestimmt hat. Daß es sich bei Frau Melcic um eine völkische Agitatorin handelt, der Bezeichnungen wie »die Bestie des Großserbentums« flockig vorm Mündchen schäumen, daß sie die Skepsis gegenüber Befreiungskriegern wie den kroatischen, die schon einmal unter deutschem Patronat 600.000 Serben abgeschlachtet haben, als lächerliche Mode abtut (»Die Sorge um Minderheiten in Osteuropa ist über Nacht zum Schlager der Intellektuellen in Westeuropa geworden ... «), daß sie im Blatt der Söhne und Töchter nebenbei für den Nazi Heidegger und gegen die »risikolose Beschäftigung« mit dem deutschen Faschismus Reklame macht, geniert den Frankfurter Vati kein bißchen. Und es genügt ihm durchaus nicht, daß beinahe alle Mitglieder seiner Zauberberggesellschaft doch immerhin schweigen, anstatt gegen die Koalition der Bundesregierung mit dem Antisemiten Tudjman und seinen Ustascha-Banditen zu protestieren. Kein Schriftstellerverband hat sich gegen die beispiellose freiwillige Gleichschaltung der deutschen Medien gewandt, aus der Nachrichten wie diese, die in Londoner Tageszeitungen die Seite 1 beherrschten, längst wegzensiert sind:

Vertrauliche Berichte der Vereinten Nationen geben davon aus, daß einige der schlimmsten der jüngsten Tötungen in Sarajevo, einschließlich des Massakers an 16 in einer Einkaufsschlange Wartenden, von den die Stadt verteidigenden Moslems und nicht von den serbischen Belagerern begangen worden sind. Das gilt auch für die Schüsse auf einem Friedhof bei der Beerdigung von zwei Waisen und für den »choreografierten« Beschuß eines Gebäudes - 30 Sekunden nachdem Douglas Hurd es zu einem Treffen mit dem bosnischen Präsidenten betreten hatte.

Eine Ahnung von dem, was da gespielt wird, vermittelt die Reichspresse nur noch, wenn einem ihrer Eiferer das Schlachtroß durchgeht, wie dem Dieter Cycon in der »Welt am Sonntag«

Während die Schützlinge Deutschlands auf dem Balkan und damit Deutschland selbst einen Schlag nach dem anderen erhalten... zweifelt auf dem Balkan selbst niemand daran, daß hinter der angeblichen »Unentschlossenheit« der entschlossene Wille der Franzosen und Briten steht, ihren serbischen Schützlingen Zeit und Gelegenheit für möglichst viele Eroberungen zu geben... Für (Mitterrand) sind die Serben vor allem die alten Alliierten gegen Deutschland, und »Jugoslawien« - die künstliche Schöpfung Frankreichs und Englands nach dein Ersten Weltkrieg - vor allem ein antideutsches Bollwerk im Südosten Europas...

Es geht - in Sarajevo, - um die Zukunft der Weltmacht Deutschland, um ihre freie Entfaltung im Südosten Europas als Exempel für morgen in aller Welt. Und weil mehr auf dem Spiel steht als das Leben einiger zehntausend Kanaken, die auch als Verbündete nur in Ausnahmefällen Asyl im Reich finden, genügt es nicht, wenn die Dichter jetzt bloß schweigen. Die Tilgung der alten deutsch-kroatischen Waffenbrüderschaft und ihre unbefleckte Wiedergeburt, der politische Furor, in den deutsche Politiker und Journalisten geraten sind bei der Verwandlung des »Völkergefängnisses« Jugoslawien, in dem Völker leben konnten, in ein Totenhaus, in dem sich Völker vom gemeinsamen (und nicht nur vom gemeinsamen) Leben befreien - sie sind der Erklärung und Verklärung durch die Dichter der Nation so dringend bedürftig, daß keine Rücksicht auf Empfindlichkeiten genommen werden kann und sogar befreundeten Ausländern, wenn sie nicht für Reißmüllers faschistische Klientel trommeln wollen, vom Literaturredakteur der moralische Bankrott erklärt wird - wie dem Györgi Konrad, der sich mit seinen mitteleuropäischen Dummheiten so viele Verdienste um den 9. November erworben hat und dessen Sätze nun »in der Hand zerfallen«, oder dem Peter Handke, dessen Werk bis zum 8. November als ewig galt und der jetzt als »Phänotyp des neuen Intellektuellen« abgehakt wird.

Daß der Verkünder der historischen Botschaft die Kompetenz für Urteile über Engagement und Tapferkeit durch sorgfältigste Übertragung der politischen Vorgaben seiner Arbeit- und Herausgeber auf die Buchbesprechung erworben hat, daß er zum Beweis von Mut und Moral der Literaten deren Beifall zu den völkischen Parolen verlangt, die eine kroatische Heidegger-Freundin ausgibt, daß also die Geschichte sich zur Übermittlung ihrer Botschaft diesmal nicht einen gut abgehangenen Schnarchsack, sondern einen grölenden Pimpf ausgesucht hat, sollte niemand als Entwarnung verstehen. Sie meint es, wie er es sagt, und wird es die, die nicht hören und das Gehörte aufsagen wollen, fühlen lassen.

Literatur-Konkret 1992 S. 20

Heiner Möller

Ihr letztes Gefecht Anarchoid-libertär

Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Hubert Kleinert: Aufstieg und Fall der Grünen. Analyse einer alternativen Partei. Dietz-Verlag 1992, 415 Seiten, 38 Mark

Er hatte Glück im Unglück. Das Aus der bundesdeutschen Grünen bei der Bundestagswahl 1990 unterbrach zwar seine parlamentarische Karriere, bescherte ihm aber den »Doktor der Philosophie«. Dr. phil. Hubert Kleinert, 1983 bis 1990 grüner Bundestagsabgeordneter, 1987 bis 1989 parlamentarischer Geschäftsführer, hat über die Niederlage seiner Partei promoviert. *Aufstieg und Fall der Grünen* waren seinem Doktorvater Joachim Raschke, Professor für politische Wissenschaften an der Universität Hamburg, Anlaß genug, Zögling Kleinert dissertieren zu lassen. Beide verbindet die Überzeugung, daß die Grünen eine »realpolitische Partei« zu sein haben (Raschke, *Krise der Grünen,* 1991*).*

Kleinerts »wissenschaftliche« Abhandlung, mit beeindruckenden 400 Seiten und beeindruckenderen 800 Anmerkungen um drei Viertel zu lang geraten, ist vor allem ein Stück politischer Lebensgeschichte eines Linken. Der Gegenstand der Abhandlung ist zu einem erheblichen Teil der Verfasser selber, der seine wegweisenden Interventionen in die grünen Geschicke in eitel geschwätzige Fußnoten verpackt hat, Fußnoten, von denen jede sich ungefähr dreimal im Verlaufe des Buches wiederholt.

Der kleine »Hubsi«, wie ihn seine Freunde nennen, begann seine Karriere als »Sponti« mit »libertär-anarchoiden Deutungen einer Politik in der ersten Person«. Die Deutungen reiften unterdessen zu einer liberal-parlamentaroiden Grundhaltung**,** von der Politik blieb vor allem die erste Person. Hubsi und sein Freund Joschka Fischer, der ihm 1991 einen Job für »bundespolitische Grundsatzfragen« im hessischen Umweltministerium verschafft hat, gerieten bereits *1982* »unversehens in tragende Rollen bei der Formierung der innerparteilichen Opposition«. Huberts Interventionen hatten fortan den einen Zweck, die Realo-»Reformpolitiker der ersten Stunde« und ihre Entdeckung mehrheitsfähig zu machen, »daß institutionalisierte Kompromißbildungen zum Wesensmerkmal einer funktionierenden Demokratie gehören«, jene Entdeckung, die zur Strategie des »reformorientierten Umbaupragmatismus« führte und zu der Erkenntnis des mittlerweile zum Geschäftsführer gereiften Hubert Kleinert, daß es »der eigentliche Zweck parlamentarischer Arbeit im Bundestag (ist), neben der Wahrnehmung der Oppositionsrolle einen eigenen Gestaltungsanspruch anzumelden«.

Doch vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. »Hubsis«, Huberts, bzw. des Abgeordneten Kleinerts Kampf gegen den »überbordenden Radikalismus der Bundesgeschäftsstelle« der Grünen und gegen die »geifernde Oberfundamentalistin« Jutta Ditfurth stieß auf so große Widerstände, daß schließlich 1990 das Unglück seinen Lauf nahm. Wir erfahren von »gut besuchten« Realo-Treffen, auf denen Hubert ein Referat hielt. Von strategischen Fehlern bei einem Realotreffen, »an dem ich selbst nicht teilnahm«. Von seinem einsamen Pressemitteilungskampf gegen das Robbensterben, als die grünen Umweltpolitiker abgetaucht waren. Von seinem mühevollen inneren und äußeren Kampf gegen das grüne »Zweistaatlichkeits-Dogma« 1989/90 in der Bundestagsfraktion (»Realos wie Waltraud Schoppe und Hubert Kleinert ... kippten die Mehrheiten«), und auf dem Parteitag, wo immer noch Grüne die »Zustimmung zur Deutschen Einheit« nicht formulieren wollten (»Der Verfasser mußte kämpfen, damit dieser Versuch zurückgewiesen wurde«). Von in die Brüche gegangenen Männerfreundschaften zwischen Frankfurter Spontis und Hamburger Ökosozialisten, die einst die Ablehnung einer »moralisch-gefühlsbetonten« Haltung einte. Vom Schily-»Bezwinger« Ebermann. Von der Unausweichlichkeit der Realo-Sendung - »zu besiegen waren immer nur einzelne Personen, nie die Realos selbst«. Von seiner Liebe zur professionellen »medialen Präsentation«, die er vor allem Oskar Lafontaine neidet, und der Ohnmacht gegenüber der grünen Ignoranz, die sich weigere,'»die Gesetze einer dramaturgischen Inszenierung von Politik und die Chancen zu ihrer optimierten medialen Übersetzung auch nur zur Kenntnis zu nehmen«.

Schließlich vergißt Dr. phil. auch nicht, seine Originalität ins rechte Licht zu rücken. Dreimal werden wir darauf verwiesen, daß der »Umbau der Industriegesellschaft« von einer grünen Redaktionsgruppe erfunden worden sei, der Hubert Kleinert angehört hat. Er war Erfinder der Deutung der Blümschen Politik als »Linkswende der CDU« und Entdecker des »ökologisch sensibilisierten Unternehmertums« als Bündnispartner der Grünen. Er beklagt das Fehlen von »Synthetisierern« bei den Grünen, da »Politik ihrem Wesen nach vor allem Synthetisierungsleistungen erfordert«, um »Leistungs- und Effizienzkriterien und die spezifischen Partizipationsansprüche, die aus der Individualismuskultur des

entfalteten Postmaterialismus erwachsen«, parteipolitisch zu erfüllen. Und er denkt meisterhaft-dialektisch in die Zukunft. »So läßt sich sagen: Die Grünen haben sicher ein Generationenproblem. Wenn dieses Problem nicht gelöst wird, kann es für die grüne Zukunft zum Problem werden.«

Eine gewisse Tragik ist Buch und Verfasser nicht abzusprechen. Bereits in der Einleitung werden wir mit der Nase darauf gestoßen, daß Kleinert und Fischer bereits einen Monat vor der Bundestagswahl 1990 ihre Partei »vor allzuviel Sorglosigkeit« zu warnen versuchten: Die Fünf-Prozent-Hürde sei noch nicht überwunden. Freilich blieb die Warnung »ohne durchschlagende Resonanz«. An fünf weiteren Stellen des Buches wird uns erläutert, wie die Prophezeihung, die deutsche Einheit und der ökologische und mediale Tausendsassa Lafontaine könnten den Grünen die entscheidenden Prozentpunkte klauen, durch das Versagen der Grünen, durch »mißratene Anzeigentexte« auf »hinteren Zeitungsseiten« sich erfüllte. Solches künftig zu korrigieren, seien nur eine »moderne Parteiorganisation«, »politischer Professionalismus«, ein »überzeugendes Leistungsangebot« sowie das »entsprechende Personalangebot« in der Lage.

Hätte Kleinert sich darauf beschränkt, seine Eitelkeiten und Beobachtungen in einem Büchlein mit dem Titel »Vorn Sponti zum grünen Synthetisierer« aufzuschreiben, es wäre eine vergnügliche Lektüre für Insider geworden. Die »Analyse einer alternativen Partei« ist ein langweiliges Buch, das nicht zuletzt deswegen im sozialdemokratischen Dietz-Verlag erschienen sein dürfte, weil der Autor die genuine Bestimmung der Grünen als Modernisierer sozialdemokratischer, ökologischer Reformpolitik nachzuweisen versucht. Wer an Kleinerts Analyse Interesse hat, kann sie ohne Verlust kürzer und erheblich billiger seinem elfseitigen Aufsatz in »Aus Politik und Zeitgeschichte« (Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament«) vom 25. Oktober 1991 entnehmen.

Die gelungene »Institutionalisierung von Bewegung«, die nach Kleinert sowohl »Bewegung« als auch »System« gewandelt und die Grünen als »Mischform zwischen den ursprünglichen und gegensätzlichen Formen der alten und neuen Politik« geformt habe, hat er durchaus zufriedenstellend nachgewiesen. Die unterstellte Zwangsläufigkeit wäre zu diskutieren. Daß - mit anderen Worten - die Grünen mittlerweile Teil des Problems, nicht aber Teil seiner Lösung geworden sind, darin ist dem Verfasser zuzustimmen.

Literatur-Konkret 1992 S. 21

Doris Gercke

Ihr letztes Gefecht
Die Probleme des P. Sch□ tt

Lebensr□ ckblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bem□ hen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschlu□ uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Res□ mee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu B□ chern von Hubert Kleinert, Peter Sch□ tt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, J□ rgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Peter Schütt: Mein letztes Gefecht. Abschied und Beichte eines Genossen. Anita Tykve Verlag 1992, 316 Seiten, 38 Mark

Mit gleicher Post schicke ich Ihnen Peter Schütts *Mein Letztes Gefecht* zurück, das ich zu rezensieren versprochen hatte. Da ich aus zeitlichen Gründen nicht in der Lage war, Ihnen gleich zu schreiben, nachdem ich das Zeug gelesen hatte, gebietet es zumindest die Höflichkeit, etwas eingehender zu begründen, weshalb ich Schütts Elaborate nicht besprechen werde und Ihnen gleichzeitig empfehle, dem Würstchen Schütt nicht die Ehre anzutun, in LITERATUR KONKRET erwähnt zu werden. Schütt ist bzw. hat ein ökonomisches, ein psychologisches und (für den, der noch auf so etwas Wert legt) ein moralisches Problem, auf keinen Fall aber hat er oder das, was er schreibt, etwas mit Literatur zu tun, die ja wohl im allgemeinen in einer Literaturzeitschrift besprochen wird.

Während vieler Jahre war Schütt Zielscheibe für den Spott linker Literaturkritiker, die sich an seiner Unfähigkeit zu schreiben öffentlich ergötzten. Schon als »Schütt-Verreißen« noch ein beliebtes (weil einfaches?) Spiel unter Männern war, schien es mir lächerlich und unwürdig, über jemanden, der so offensichtlich sein Handwerk nicht beherrscht, ein Wort zu verlieren. Schütt-Metaphern waren und sind geeignet, Stammtischwitze zu ersetzen. Auch in diesem Buch finden sich natürlich Sätze von umwerfender Dummheit. Zitat: »Die Bruchstücke des Weltfriedenslagers lasten wie Tumore auf den Hirnen der linken Intellektuellen.« Was Schütt schreibt, war und ist nicht geeignet, literarisch ernst genommen zu werden. Ich werde mich deshalb nicht am »Schütt-Spiel« beteiligen.

Was nun das »ökonomische Problem« betrifft, so ist es doch einfach, sich vorzustellen, daß jemand, der als Hofdichter der DKP dazu ausersehen war und davon gelebt hat, den schlechten literarischen Geschmack eines Teils ihrer Führung und ihrer Mitglieder zu repräsentieren, nach der Auflösung dieser Partei wenig zu beißen hat. Was liegt da näher, als sieh denen anzudienen, die man bisher bekämpfte. Schließlich halten sie jetzt den Brotkorb, und essen muß der Mensch. Und da zwischen schlechter Literatur und Lüge ein enger Zusammenhang besteht, hat dieser Sprung von links nach rechts nur für die Ahnungslosen etwas Absonderliches. In Wirklichkeit ist er logisch und zeigt beim von »UZ« nach »FAZ« Springenden nur ein sicheres Gespür dafür, das Notwendige zum Überleben möglichst bequem zu ergattern. Hoffen wir für Herrn Schütt, daß er für »FAZ« & Co noch lange nicht ausgelutscht ist; woran ich übrigens bei der »FAZ« meine Zweifel habe, während einer Karriere im rechten Lager in Deutschland ja durchaus noch einige Zukunft beschieden sein dürfte. Immerhin erschien das mir vorliegende Buch in einem Verlag, der (möglicherweise auf Grund der sieben Jahre, die der Verlagsleiter in Bautzen verbracht hat) ein Forum für alle antikommunistischen Autoren sein möchte und in unmittelbarer Nachbarschaft solcher Titel wie *Morde an der Mauer; Nachtmahre - Alpträume von Sex, Suff- und Sozialismus* oder *Ein Chinese in Bautzen II - 2675 Nächte im Würgegriff der Stasi.*

Was die psychologischen Probleme des Herrn Schütt betrifft, so sehe ich mich mangels ausreichender Qualifikation nicht in der Lage, sie genauer zu bezeichnen. Ich vermute, daß sie mit Impotenz und nicht bewältigter Vater-Problematik zu tun haben; ersteres wegen der unüberbietbaren Aufdringlichkeit, mit der er seine Erfolge beim weiblichen Geschlecht verkündet (Zitat: »Nicht eine Schamhaarlocke will ich missen«), letzteres, weil er sich des »Gottsuchertums« (übrigens in der DKP!) bezichtigt. Doch will ich auf diese Dinge, die, wenn sich überhaupt jemand damit beschäftigen wollte, eher in eine Zeitschrift wie »Psychologie Heute« als in LITERATUR KONKRET gehörten, nicht näher eingehen.

Was nun das moralische Problem Schütts betrifft: Soll man darüber reden, daß er nicht davor zurückschreckt, sich als »Mitstreiter von Ulrike Meinhof« zu bezeichnen? Franz-Joseph Degenhardt als »seinen Genossen« ausgibt? Oder sich in einem Anfall von unnachahmlicher Selbstüberschätzung mit Roger Garaudy vergleicht? Gefühle der Scham oder Selbsterkenntnis sind Herrn Schütt vollkommen fremd. Ich vermute, deshalb ist auch die ekelhafte Lügengeschichte, die er für die »FAZ« zum Tod von Georg Rechel (vormals SED Rostock) erfand, in das Buch aufgenommen worden, obwohl sie inzwischen öffentlich widerlegt wurde. Dieser Georg Rechel war es, der lange Jahre dafür gesorgt hat, daß Schütt bei DDR-Besuchen das Terrain zu seiner Zufriedenheit bereitet fand; bis dahin, daß das Rostocker Volkstheater (aus was für Gründen auch immer) Schütts Dramolette inszenierte, die ihm in der BRD auch die wohlwollendste Intendanz nicht abgenommen hätte. Ich möchte es lieber mit Peter Weiss halten (der mir, so hoffe ich, verzeihen würde, im Zusammenhang

mit Herrn Schütt zitiert zu werden): »Wenn die ganze Welt auf dem Kopf steht, dann muß man sich nicht wundern, hin und wieder einem Arsch zu begegnen.«

Daß ein Arsch nicht, auch nicht in Form einer Buchkritik, in eine literarische Zeitung gehört, hoffe ich, werden Sie einsehen.

Literatur-Konkret 1992 S. 22

Gerhard Henschel

Ihr letztes Gefecht
Traumloser Morgen Ewigkeit

Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

»Bisweilen habe ich einen sprachheiligen Zorn auf meine hochgestochenen Journalistenkollegen, unter denen leider auch bedeutende Leute sind. Deutsch können sie nicht.« Luise Rinser

Luise Rinser: Wir Heimatlosen. S. Fischer 1992, 240 Seiten, 38 Mark

Supermächte implodieren, Rudi Völler tritt zurück, und alles, alles muß sich wenden; nur Luise Rinser scheint unverwüstlich zu sein in einer Welt des Wandels und der überschwappenden Kataklysmen. Die Unsägliche ramentert sich inzwischen durch ihr neuntes Lebensjahrzehnt und ragt in jede neue Epoche der Geschichte hinein wie ein alter Kuchenzahn. Nicht einmal Eckhard Henscheid mag ihr noch die Treue halten, und es sieht ganz danach aus, als ob die Greisin von Generation zu Generation weitergereicht werden müsse als Prüfstein polemischer Wucht.

Aber nun ist Luise Rinsers neues Tagebuch *Wir Heimatlosen* erschienen, und die darin niedergelegten konzertanten Noten zur Lage der Menschheit im allgemeinen und Luise Rinsers im besonderen klingen zum Teil so resignativ, defätistisch und lasch, ja sterbensmatt, daß uns schon fast die Sorge beschleicht, es werde die geborene Rebellin dahinraffen, bevor sie wahlweise Dorothee Sölle oder Gabriele Stötzer-Kachold als authentische Nachfolgerin legitimiert hat.

Über weite Strecken dröhnt Luise Rinsers Größenwahn zwar ungebrochen fort und fort; da ist sie ganz die alte: »Ich bin kein Prophet. Aber ich, sehr kleiner David, werfe dem Riesenteufel ein Wort an die Stirn: Nie! Teufel, du verrechnest dich.« Nach wie vor, ja mehr denn je bevölkern Engel und Dämonen ihre kleine Welt in Rocca di Papa bei Rom. »Aber es gibt doch eine Hilfe: wenn es mir gelingt, mit verzweifelten Schreien die positiven Kräfte aufzurufen, nennen wir sie >Engel< oder >Gott< oder meine eigenen Kraftreserven - es kommt aufs gleiche heraus. Wichtig ist, daß die Nabelschnur zum kosmischen Ganzen nicht durchschnitten wird. Die Menschheit in das Inferno der Verzweiflung oder auch nur der kalten Gleichgültigkeit zu stürzen, ist das intensive Bestreben der Dämonen.«

Und noch immer glaubt Luise Rinser fest verstockt an ihre Sendung (»Ich will allgegenwärtig sein, ich will das Leben aller mitleben«), röhrt sie unverdrossen ins Telefon (»Mein Einfall: Die beiden christlichen Kirchen müßten gemeinsam einen Gottesdienst abhalten, ein Requiem für die chinesischen Studenten. Ich habe schon im Vatikan angerufen«), quatscht sie den Papst von der Schokoladenseite an (»Es gibt Sünden der Unterlassung, Herr Papst«) und vergleicht sie sich mit Hiob (»Ich bin Hiob. Ich habe Arger mit Gott«) und Münchhausen: »Ich, Münchhausen... Die Meinung, ich sei, wie mir meine Leser schreiben, eine Figur der Hoffnung, von der Kraft ausgehe, verfolgt mich bis Korea (Süd wie Nord; in beiden Ländern liest man meine Bücher).«

Auch ihr sattsam bekanntes Wertesystem - pro bono, contra malum - steht immer noch wie eine Eins in Betragen: »Es gibt eben doch >Werte<, die nicht korrumpiert werden dürfen: Treue, Zivilcourage, Menschenliebe, Friedfertigkeit, Vertrauen, auch Reinheit, im weiteren Sinne. Etwas ist in meinen Büchern, das ihnen Zukunft verspricht. Es ist meine Kraft der Hoffnung.« Und ihre Inklination zu schwachsinnigen Maximen ist ebenfalls ungebrochen. »Man muß singen. Ich meine mit Singen: kreativ arbeiten.« Warum nicht gar? »Wer will den Krieg? Die Männer. Die Frauen wollen den Frieden.« Das ist schön von den Frauen. Sie lehnen sich gegen den Wahnsinn auf. »Wahnsinn. Die ganze Mauer: Wahnsinn. Menschenunwürdig. Wie alle Feindseligkeit, wie alle Gewaltanwendung.« Besser als Gewaltanwendung, Wahnsinn und den Riesenteufel findet Luise Rinser die Liebe. »Liebe, das ist meine Natur selbst. Die Gnade hat es leicht mit mir: sie baut einfach auf meine Natur auf.« Das ist ihre Waffe gegen den Riesenteufel: »Meine Waffe gegen den Teufel der Verneinung: das Leben, die Liebe.« Sie düst im Sauseschritt sogar zum Zoo und nimmt die Liebe mit: »Ich liebe die Tiere, nicht nur meinen Hund. Ich liebe das Geschöpf Tier.«

So weit, so besorgniserregend. Irgendwann zwischen 1989 und 1992 ist Luise Rinser endgültig übergeschnappt. »Jetzt also. Ich habe mir seit Jahren gewünscht, dabeizusein und einen Stein aus der Schandmauer zu schlagen.« Die versteinerten Verhältnisse haben sie zum Tanzen gebracht: »Ich tanze. Ich bin ganz zu Tanz geworden. ES tanzt.« Wer oder was ist ES? »Habe ich mit Koreas Schutzgeist getanzt?« Man weiß es nicht; aber während Luise Rinser noch zu Tanz gerann, vollzog

sie die Epiphanie des schlechthin Idiotischen: »Wir erleben gemeinsam etwas Bedeutendes: eine Epiphanie des schlechthin Schönen, des archaisch Weiblich-Mütterlichen.«

In der Folgezeit entrangen sich ihrem Busen irre Schreie: »Mehr, mehr, mehr, ihr Frauen der Erde! Ihr Frauen Israels, warum schreibt ihr nicht? Warum nicht, ihr Irakerinnen? Haben wir Frauen denn noch nicht begriffen, daß das Weibliche allein die Erde rettet?« Um sich zu beweisen, daß ihre eigenen Prognosen einen Dreck wert seien, hat Luise Rinser aber auch über den nicht besonders weiblich wirkenden Menschheitsretter Gorbatschow ihren Segen gesprochen.- »Während ich ihn hörte, hörte ich zugleich eine Stimme in meinem Innern, die mich dazu brachte, unablässig zu beten: >Rabbi, Friedensfürst, beschütze du diesen Mann des Friedens.< Es ist nicht meine Art, in Worten zu beten, aber dieses Mal tat ich's. Und es unterströmt seither mein Bewußtsein wie das hesychastische Gebet des russischen Pilgers: Herr erbarme dich.«

Ja, Luise Rinser ist jetzt plemm. »Ach - und dabei bin ich bis ins Mark hinein erfüllt von der Liebe zum Schönen. Und bin ich nicht geformt von der Schönheit der Kultur Oberbayerns? Ist denn das Ästhetische der Widersacher des Human-Sozialen? Oder doch des Human-Sozialistischen?« Sie hat den Überblick unwiderruflich eingebüßt, und selbstkritische, ja nahezu selbstmörderische Gedankenschlieren zucken quer durch ihren Astralleib unmittelbar aufs Schmierpapier: »Diese Szene am Gründonnerstagabend zu meditieren und dabei die israelische Realität von heute zu bedenken, macht mich frieren. Aus der Tiefe des Weltzeitraums weht ein eisiger Wind - die Frage: War Jeschuas Tod vergeblich?«

Gegenfrage: »Was bleibt mir zu tun für den Rest meines Erdenlebens? Den Traum zu Ende träumen. Befinde ich mich jetzt in der Zeit vor dem Erwachen am Morgen, wenn der Nacht-Traum sie aufzulösen beginnt? Sei mir vollkommen, traumloser Morgen Ewigkeit.«

Doch mit dem vollkommen traumlosen Morgen Ewigkeit tauchen neue Fragen aus der zersonnenen Dunkelheit. »Das ist es: im Dunkeln singen. ja. Aber wenn die Kehle zugeschnürt ist? Wenn kein Ton mehr kommt? Wenn das Dunkel so fürchterlich schwarz ist, daß es einen zernichtet?« Was dann? Diese Welt, ist sie nicht wert, in Flammen aufzugehen? »Mein Gott, ich kann nicht mehr. Ich ertrage dieses Leben nicht mehr. Diese Welt, ist sie nicht wert, in Flammen aufzugehen? In reinigenden Flammen.« Aber war-um Tränen? »Eingehen, Wieder-Eingehen ins Ganze. In die Natur, in die Tierheit, in die Ur-Pflanze (anders vielleicht, als Goethe es meinte). Und der Mensch? Eingehen ins Licht, aus dem er hervorging. Der ewige Kreislauf. Auf- und untergehende Sonne. Heimkehr, Wiederkehr, erneute Heimkehr, erneute Wiederkehr. Warum Tränen?«

ja, warum nur? Ist es denn so traurig, wenn Luise Rinser ihr in Fleischsalat gekleidetes Erden-Ich abstreift? »Mein Verdacht: Ich habe längst mein irdisches Ich ab: gestreift, schweife in anderen Welten umher und schaue von dort auf die, die Luise Rinser heißt. Lebhaftes Gefühl: Alles ist Traum, alles ist Vorstellung herumschweifender Geistwesen. Finde ich je wieder die Identität meines Geistes mit meinem in Fleisch gekleideten Erden-Ich?« Fragen über Fragen. »Ich kann nicht mehr. Soll ich mich verbrennen auf dem Petersplatz? Mich verbrennen wie Jan Palach in Prag? Wie die buddhistischen Mönche in Vietnam? Die Idee wird zur Obsession. Ein Fanal. Ein Signal.«

Mit Luise Rinser, diesen Schluß erlaubt ihr nekrophiles Diarium, geht es zu Ende nun. »Also denn: ihr Dämonen der Angst, ihr Teufel der Verzweiflung, ich biete mich euch an als Geisel, laßt wenigstens für ein paar Stunden ab, die Aller-Elendesten zu peinigen.« Rührselig ist sie geworden (»Jetzt erst kann ich über China weinen«); Kopfweh plagt sie (»Mein Kopf zerspringt vor Denken«); Weinerlichkeit darf ihr nachgesagt werden (»Ich schrieb diese Blätter weinend«); wildes Weh springt sie an (»Heute beim Anschauen der Tiermutterzärtlichkeit sprang mich fast wildes Weh an. Meine Mutter hat mich nie geliebt«); bisweilen sehnt sie sich nach einem kühlen Grunde in Oberbayern (»Bisweilen sehne ich mich nach Oberbayern, und dort will ich auch begraben sein, in Wessobrunn, das ist abgemacht«); und die Wahrheit ist, daß ihr auf Erden nicht zu helfen war (»Mir ist nicht zu helfen. Mein Los ist das verzehrende Heim-Weh. Das Heimweh der Pythagoräer nach ihrer himmlischen Heimat«) - spürt Luise Rinser am Ende sogar noch den Sog des Heimgangs zurück in die Vor-Schöpfungszeit? »Bisweilen spüre ich den Sog des Heimkehrers. Auch den meines eigenen Heimgangs zurück in die Vor-Schöpfungszeit.« Ist das nicht wundervoll?

Rinsers Zeit ist erfüllt, und die Stunde ist da, vorausgesetzt, sie hat nicht geschwindelt. Noch vor der Buchmesse 1993 wird sie eingegangen sein in die Tierheit, in die Ur-Pflanze, anders vielleicht, als Goethe es meinte, aber immerhin; und diese Hoffnung unterströmt seither mein Bewußtsein wie ein hesychastisches Gebet.

Sei mir vollkommen, traumloser Morgen Ewigkeit!

Literatur-Konkret 1992 S. 23

Michael Scharang

Fünf Regeln für die Neuordnung des Schreibens

1.
Schreiben Sie,
wie es in Ihnen aussieht.

Wenn es nicht gut aussieht,
rufen Sie mich an,
ich habe einen Tip:
So wie es aussieht,
kriegen wir das schon hin.

2.
Schreiben Sie,
wie es auf der Welt zugeht.

Kommen Sie mir nicht damit,
daß es nirgendwo so schlimm zugeht
wie bei Ihnen zu Haus.
Denn die Welt als Ihr Zuhause zu beschreiben
das schaffen wir auch noch.

3.
Schreiben Sie,
was die Borschoasie treibt.

Und vergessen Sie nicht:
sie ist kein Fremdwort mehr.
Treiben Sie es aber nicht zu weit.
Sie ist, wenn auch zahlungsunwillig,
unser einziger Kunde.

4.
Schreiben Sie,
daß Sie mit der Kultur auf Tournee gehen.

Ich gehe jede Wette ein:
das steht dann in der Zeitung.
Daß Sie bereichert zurückkommen,
steht allerdings in den Sternen.
Lesen werden Sie doch noch können.

5.

Vor allem aber,
schreiben Sie kritisch.

Müßte ich für Sie auch noch Kritik üben,
würden wir mit der Neuordnung des Schreibens nie fertig.
Dann hätten Sie gar nicht schreiben müssen,
daß Sie kritisch schreiben.
Reißen Sie sich also zusammen.

Literatur-Konkret 1992 S. 24

Hermann Kant

Ihr letztes Gefecht
Kyffhäuser in Adlershof

Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Karl-Eduard v. Schnitzler: Der rote Kanal. Edition Nautilus 1992, ca. 300 Seiten, ca. 29,80 Mark

Anno 1950 gab es an der Universität Greifswald den Mensa-Funk. Er bestand aus einem Kämmerchen voll Technik, etlichen Lautsprechern im großen Speisesaal und mir. An jedem Werktag gegen 12 Uhr setzte ich mich hinters Mikrophon und sprach meine Botschaft. Anzulehnen versuchte ich mich dabei an den Radiokommentator Karl Eduard von Schnitzler. Meine Selbstgewißheit veranlaßte mich erst spät, nach Wirkung zu fragen; immerhin erfuhr ich einmal doch, daß meine goldenen Worte gegen hundertfaches Kratzen, Schmatzen und Schwatzen nicht angekommen waren. Niemand hatte mich gehört.

Einschaltquoten von 14 Prozent hat sich der Agitator, so steht es in seinem Buch Der rote Kanal, bescheinigen lassen; ich bin immer nur an konstituierende Mitglieder der restlichen 86 Prozent geraten und gehörte selber dazu, seit man die Sendung an den montäglichen UFA-Film koppelte - in der Hoffnung wohl, wer zu Sandrock komme, werde bei Schnitzler bleiben.

Gelegentliche Stichproben belegten: Der Mann, mit dem ich Überzeugungen, Genossen und Gegner teilte, hielt es zunehmend für ein Argument, wenn er jemanden, den er in Bild und Ton vorgeführt hatte, mit einem kummervollen »Ei, ei, ei, Herr Bundeskanzler!« bedachte. - Kanal ohne Ausgang, das ist es wohl gewesen, und leider lesen sich Schnitzlers neueste Erinnerungen weithin wie ein Zusammenschnitt der abgelegten Manuskripte.

Das tut mir wirklich leid, denn in seiner Steifnackigkeit ist er mir entschieden sympathischer als die Leute mit dem Phantomschmerz im Rückgrat. Auch hat, wer so wie dieser (auf einem Prospekt-Foto) zu Motorrade sitzt, bei mir eine Menge gut. Freilich verbraucht er den Kredit beinahe auf einen komischen Schlag, wenn er vor lauter Trotz nun auch noch den Trabant als rundum gelungenes Auto feiert. Oder, weniger komisch, dem tödlichen Problem der mangelnden Reisefreiheit mit der hinten und vorn nicht stimmenden Antwort begegnet: »Die halbe Welt stand offen, Polen, Ungarn, Tschechoslowakei, Bulgarien, die Sowjetunion.« Oder wenn er jene Installation, mit der wir uns zu Tode schützten, ein »menschliches, weil Frieden erhaltendes historisches Bauwerk« nennt. Oder in 6 Zeilen 15 Schimpfwörter, von »Trittbrettfahrer« bis »Kleingartenstalinisten«, unterbringt. Oder Fünfzehnjährigen, die nach Westdeutschland gingen, vorwirft, sie hätten ihr »jugendweihegelöbnis« vergessen. Oder mit der Einleitung »Ich will's kurz machen« einen Tätigkeitsbericht beginnt, in dem die »Weltfotoausstellung mit 20 000 Bildern aus 81 Staaten« sowenig fehlt wie die Tatsache, daß dieser Journalist »Berichterstatter zahlreicher Vertragsparaphierungen und -unterzeichnungen« gewesen ist.

Sehr merkwürdige Leseerfahrung: Da ich politisch auf seiner Seite stand und viele seiner absolut unzimperlichen Widersacher wirklich nicht ausstehen kann, möchte ich, daß er recht gegen sie hat. Und wo er ihnen mit Fakten kommt, leuchtet er mir ein. Er leuchtet von Biermann über Krause zu Przybylski ein, und man versteht ihn, wenn er Janka die nicht gerade harmlose Projektion ankreidet, Schnitzler habe sich beim Prozeß wie ein wildgewordener beifallklopfender Student aufgeführt - obwohl er gar nicht anwesend war.

Aber der Mann vom roten Kanal hat nicht nur oft, sondern gibt sich auch ständig recht, und das strengt auf Dauer an. Er schüttet eine Menge Parteilehrjahr über uns aus, und wenn es wohl nicht schaden kann, so ist es doch schade. Schaden könnte es nicht, weil neben der Heuchelei die Vergeßlichkeit zu den Dominanten unserer Epoche zählt. Schade ist es, weil einer, der auf Adenauers Knien ritt, von Niemöller konfirmiert wurde, mit Peter Weiss zur Schule ging und ein Halbdutzend von Hitlers Finanziers, Industriellen und Botschaftern zu Vettern hatte, noch längst nicht alles erzählte. Aber diesem pädagogisch entschlossenen Polemiker scheint eine Kapitalismus-Kritik, in der die Kinderarbeit des 19. Jahrhunderts einmal keine Erwähnung fand, als lückenhaft zu gelten, und wenn er von Deutschlands Einheit spricht, läßt er uns endlich wissen, daß Adenauer nicht so für sie war.

Stolz vermerkt er, in den 30 Jahren seiner Sendung »Der schwarze Kanal« habe man ihm keine sachlichen Unrichtigkeiten nachweisen können. Da wird er mich hoffentlich nicht Verräter nennen, wenn ich sage, daß der »Zauberlehrling« (in die Ecke, Besen, sei's gewesen) nur im Prinzip von Schiller stammt.

Das wären so Läßlichkeiten, stellte sich der Autor nicht als künftiger Dramatiker vor, der sich fragt: »Ob es mir noch gegeben ist, die alte Idee eines >Hagen<-Dramas oder eines >Siegfried<-Musicals zu verwirklichen?« - Alt mag die Idee ja sein, aber ob sie gut ist? Zwar scheint sich der präsumtive Verfasser mit Grund für eine Idealbesetzung der Titelrolle zu halten, aber wie schnell verwechselt sich da was. Nina Hagen, Siegfried Matthus, Friedrich von Wagner, und wie sie alle heißen.

Dann schon lieber die Ein-Mann-Pantomime »Barbarossa im Mensafunk«, zumal es da mit dem Text kaum Probleme gäbe.

Literatur-Konkret 1992 S. 25

Oliver Tolmein

Ihr letztes Gefecht
Dissonanzen der Klärung

Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Christian Geissler: Prozeß im Bruch. Edition Nautilus 1992, ca. 300 Seiten, ca. 29.80 Mark

Als Christian Geissler *Kamalatta* veröffentlichte, kurz vor dem Hungerstreik 1989, wurde es in linksradikalen Kreisen freundlich bis begeistert aufgenommen. Es paßte in die Zeit und zu unserer Befindlichkeit - so schien es, so haben es viele gelesen und sich damit begnügt. Als Geissler dann selbst einen Solidaritäts-Hungerstreik begann, schüttelten zwar viele den Kopf - was soll das jetzt, haben wir nicht andere, bessere Kampfmethoden? -, aber die Linie stimmte noch. Später dann, *Kamalatta* war längst ins Bücherregal weggestellt, kamen die Dis*sonanzen der Klärung* in den linken Buchhandel, ein »brief an die genossinnen und genossen der roten armee fraktion«, eine deutliche Kritik am bewaffneten Kampf in der momentanen Situation, eine Auseinandersetzung mit dem »frechen stumpfsinn mancher gewißheit«, der »gemeinsame denkprozesse (zerstört)« in legalen linksradikalen Diskussionen. »dieser text ist in den straighten kreisen nicht nur verschwiegen worden. er ist denunziert worden als >der dreck von der anderen seite<«, hat Geissler dem literarischen Text, der jetzt in seinem neuen Buch, *Prozeß im Bruch,* erneut abgedruckt worden ist, als Fußnote angefügt.

Prozeß im Bruch, ein Band, der Schreibarbeiten, die zwischen April 1989 und Februar 1992 entstanden sind, versammeh, ist ein bitteres Buch geworden - ein Buch, das dokumentiert, wie (selbst)zerstörerisch linke Auseinandersetzungen ablaufen können, wie wenig radikal im Denken und wie radikal in der Bereitschaft, das Zerbrechen der Denkschablonen zu ahnden.

Den Abschluß von Geisslers neuem Buch, das so Unterschiedliches versammelt, daß es mehr ein Arbeitsheft geworden ist, das einen Blick in die Werkstatt eröffnet, nicht so sehr ins Werk, bildet ein Fragment-. »wir erklären die feindschaft«: Honken, der Nachbarssohn taucht darin auf, der in den *Dissonanzen der Klärung* vorgestellt wird als einer, der »nicht weiß, was volkskämpfe sind / ... honken kennt das wort / klasse / nur aus der auto-bild / also nicht das wort / klassenverrat / honken kommt aus den deutschen«, »unsere geliebte toscana« und die deutschen, über Stasi-Geschichte rätselnden Dichter.

Der kleine Text, Teil eines neuen Romans, wie der Autor an anderer Stelle erklärt, macht ebenso wie einige der kurzen, in die Texte eingesprengten Gedichte, neugieriger als manche der Geschichten, Arbeitsvorschläge und Briefe: Geissler, der politische Dichter, hat uns, scheint mir, mehr zu sagen als Geissler, der dichtende Politiker. »schon haben wir verstanden, daß es nicht reicht, die negation bloß zu denken, zu reden, zu schreiben; erst der getanen negation (zur rechten zeit; und gar nicht beliebig das mittel!) erschließt sich die neue position.« Dagegen wäre vor allem einzuwenden, daß Denken und Schreiben eben nicht »nur« sind - auch die Praxis kann zur Flucht vor den Verhältnissen werden.

Für die aktuelle Diskussion um bewaffneten Kampf und die vielbeschworene »Gegenmacht von unten« ist es zu wünschen, daß *Prozeß im Bruch* nicht den Bruch im Prozeß vorantreibt, sondern gelesen und diskutiert wird, zur Klärung.

Pizza (Hrsg.): Odranoel - Die Linke zwischen den Welten. Verlag Libertäre Assoziation 1992, 284 Seiten, 24 Mark

Ein Stück Fastfood als Herausgeber, »Pizza«, ein Rätsel-Titel, *Odranoel* - da ist man doch schon froh, wenn man wenigstens den Untertitel versteht: *Die Linke zwischen den Welten.* Zwei Tage und dreihundert Seiten später bin ich mir da nicht mehr so sicher: Titel und Herausgebergruppe sind enträtselt - aber ob die Linke sich jetzt dauerhaft im Niemandsland befindet, ob sie von einer in die andere Welt aufgebrochen, ob sie hierzulande zu wenig inländerfeindlich ist oder, im Gegenteil, zu wenig Verbindung zu den (anderen) Deutschen hält ... ? Leicht verdaulich ist der Pizza-Band nicht, aber dafür bietet er einen bemerkenswerten biographischen und politischen Pluralismus: Die Autorinnen und Autoren kommen aus Lateinamerika, aus den USA, der Ex-DDR, der Ex-Bundesrepublik, es sind ehemals und. noch einsitzende politische Gefangene, Ex-Grüne MdBs, Autonome, Antiimps, Feministinnen, Kommunistinnen und eine ehemalige Ministerin darunter. Die Texte sorgen für ein Wechselbad der Gefühle beim Lesen. Widerspruch regt sich viel, langweilig wird es selten.

»Du kannst eine große Kämpferin sein und trotzdem ohne es zu merken alle Werte des Systems akzeptieren«, zitiert Eleuterio Fernandez Huidobro eine Junge Frau aus Barcelona und entwickelt daraus eine Auseinandersetzung mit der Unfähigkeit der Linken, Werte zu setzen und zu entwickeln, reflektiert, allerdings nur sehr kurz, die Kritik der westlichen Wissenschaften durch die »neuen TheoretikerInnen« wie Vandana Shiva, um dann den Kampf gegen die Ursachen der explodierenden sozialen Gewalt als eines der zentralen Probleme für die Linke zu beschreiben.

Lutz Taufer, Gefangener aus der RAF, der in Celle sitzt, reflektiert in einem klugen und bemerkenswert selbstkritischen Text seine Erfahrungen aus der gescheiterten Stockholmer Aktion zur Gefangenenbefreiung 1975 und als Gefangener und resümiert: »Es geht nicht einfach um >neue Inhalte<, etwa einen Wechsel von antiimperialistisch zu sozialrevolutionär, sondern um eine neue Mentalität ... Zur zuendegehenden Epoche gehört die Mentalität von Arbeit und Konsum ... Es ist die Epoche der Zentralperspektiven der Fabrik, von Fordismus und Faschismus.« Aus dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus müsse als Konsequenz auch eine Auseinandersetzung mit den »echten« und den »falschen« Bedürfnissen, der Kategorie des Gebrauchswerts, vorangetrieben werden. Gegen den Pessimismus vor allem in der deutschen Linken argumentiert Taufer für »eine andere Wahrnehmung«: »Am meisten überzeugt von Reichweite und der Konzepthaftigkeit staatlichen Machens zeigen sich manche, die sich gern als revolutionär bezeichnen.«

Gegen die Fixierung auf die Übermacht des Gegners schreiben auch die Pizzas in ihrem Vorwort an: »Die Frage, ob der Kapitalismus sich in einer Krise befindet und wann er sich erholt, erübrigt sich, er IST die permanente Krise.« Aber die Linke erweise sich, statt neugierig auf neue Strategien und Perspektiven zu sein, als »kleinlaut und häßlich< »Führt uns die Wahrnehmung der triple oppression (Klassenwiderspruch, Patriarchat, Rassismus) zur triple depression? Eins ist sicher: Wir müssen uns selber mögen, um wieder attraktiv zu werden.« Der lächelnde Cover-Linke auf dem Titelbild linst vorsichtig aus dem Gulli. »Ich finde Bücher und Zeitungen in den Mülleimern, manchmal kaufe ich welche. Ich ziehe ein Buch einem Essen vor. Ich bin nicht geboren, um zu essen«, so sagt der Mann aus den Slums mit dem selbstgewählten Pseudonym Odranoel, das zum Titel eines Buches wurde, mit dessen Autorinnen und Autoren man aber auch gerne mal essen würde.

Literatur-Konkret 1992 S. 26

Andreas Fanizadeh

Ihr letztes Gefecht
Wenn Jusos zu sehr schreiben

Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Friedrich Christian Delius: Himmelfahrt eines Staatsfeindes. Rowohlt 1992, 363 Seiten, 39,80 Mark

Es gibt nicht wenige Schriftsteller, die partout gegen Gewalt sind, dennoch aber magisch von ihr angezogen werden. F.C. Delius ist einer von ihnen, und wie so viele Bürger in diesem Lande leidet er unter den Untaten mißratener Menschenkinder, insbesondere denen der bewaffneten Linken. Da hilft es der RAF wenig, daß sie zwar fünf Jahre zu spät, aber immerhin noch fünf Jahre vor Delius das 1977 angewandte »mittel flugzeugentführung« in einer Erklärung 1982 selbst kritisierte und verwarf, »weil es die, die in dem flugzeug saßen, zwangsläufig in die gleiche objektsituation gedrückt hat, wie es der imperialistische staat sowieso und immer mit den menschen macht - worin aber das ziel einer revolutionären aktion gebrochen ist«. Nein, Delius, ganz Psycho-Delius, mußte das Gebrochene der von der RAF gemeinten »revolutionären aktion« 1987 in seinem Roman *Mogadischu Fensterplatz* genau, und zwar ganz genau, belegen. 260 Seiten lang läßt er seine Geisel Andrea Boländer schwitzen, bis sie endlich von der GSG 9 befreit wird. Sensationelle Botschaft: Geisel gut, Terrorist böse. Bravo Delius.

Aber auch weitere fünf Jahre später hat den Autor das Thema nicht losgelassen. Die RAF, der Staat und auch Delius sind vorangeschritten, und so erscheint im Herbst 1992 die *Himmelfahrt eines Staatsfeindes.* Der Titel muß programmatisch gemeint sein. Ansonsten hätten sich, so mein Eindruck nach der Lektüre der zusammengewürfelten Kapitel, auch noch die Aufmacher »Adler Baader«, »Kassetten-Conny«, »Italo-Prof«, »Herold ist schwul«, »Väterchen Schleyer« oder »Wer zog die Schlinge zu?« geeignet. Delius, wieder ganz und gar Psycho-Delius, fühlt sich diesmal gleich in mehrere der mit Pseudonymen versehenen historischen Protagonisten ein. Abwechselnd läßt er sein Personal vor sich hin monologisieren. Die humorige Klammer bildet ein visionäres Staatsbegräbnis für die 1977 in Stammheim gestorbenen RAF-Häftlinge.

Und wie bei *Mogadischu Fenster*platz weiß der Autor wieder jedes Klischee zu bestätigen. Der BKA-Chef ist seiner Arbeit manisch verfallen, ist vereinsamt, unglücklich und leidet unter sexuellen Obsessionen. Die RAF-Aussteigerin quasselt und heult auf Kassette, daß sie gleich alles falsch gemacht habe. So autoritär war die Guerilla, daß sogar das Träumen verboten war.

Der Autor hat zu viele Banalitäten im Kopf, um das Banale schildern zu können, und so ließe sich über verpfuschte Existenzen auch anders diskutieren. jedenfalls hat Kassetten-Conny eine Vorliebe für Sauerkirschen, wie der milde und souveräne Kapitalisten-Präsident für deutsche Herbstäpfel; deutsche müssen es schon sein und nicht dieses importierte Plastikzeug, darauf legt Delius wert. Selbstredend findet sich der Professor aus Italien, ein Kenner und Liebhaber der deutschen Nationalliteratur muß es schon sein, in der garstigen Realität der Bundesrepublik im »Deutschen Herbst« nicht zurecht; das wahre Deutschland, die Mitte, die Intellektuellen und Poeten aufgerieben zwischen den irrational-unversöhnlichen Fronten, so war es doch schon einmal, und so soll die Legende auch fortdauern. Bravo, St. Delius.

Unaufhaltsam ins Mystische gerät Delius bei der Figur des Andreas Baader. Der geiert mal als Adler, mal als Sigurd Nagel durch die Satzfahnen. Und so tönt es, wenn der Komplex Delius-Baader/Adler-Nagel spricht: »Hört, was Sigurd euch lehrt ... Wenn du die Menschen nicht ändern kannst und formen nach deinem Bild wie ein Gott, dann wenigstens wie ein kleiner Gott die Welt nach deinem Bild in Worte zwingen... Werkzeug: der Haß, Ziel: alles auf den Begriff Haß bringen, Zweck: die Potenzierung des Hasses... Hände hoch und Identifikation oder dahin, wo du als Schwein hingehörst... Dein ist mein ganzes Herz, wenn alles schreit und quiekt in einsilbigen Ausrufen auf der Skala zwischen Ey! und High! und Ah! und Oh!... kiwitt, kiwitt.« Wenn Jusos zu sehr schreiben, wird es peinlich.

Schon eingangs des Romans steht gedruckt: »Ich habe ihn geliebt. Horst Herold (BKA) über Andreas Baader (RAF).« In einer träumerischen Anwandlung des Autors verbeißen sich die beiden beim Kuß-Versuch in der Schlußsequenz des Romans. Himmelfahrt eines Staatsfeindes?

Höllenfahrt eines Staatsschützers? Ach ja, Gegensätze ziehen und gleichen sich an, so einfach ist das und auch weiter gar nicht interpretationsbedürftig.

Eher schon möchte man wissen, warum Delius seitenweise aus den Untersuchungsberichten zum Tod von Ulrike Meinhof in Stuttgart-Stammheim zitiert. Was will der Autor damit sagen? Was plagt ihn? Etwa daß die offizielle Darstellung der

Todesursache von Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin, Jan Carl Raspe und Andreas Baader unstimmig ist? Na, so was!

Es gehört im Jahre 1992 kein besonderer schriftstellerischer Wagemut dazu, wiederzugeben, was ohnehin in den amtlichen Akten steht und wovon die Publikationen einiger Rechtsanwälte seit Jahren berichten: Die Gefangenen konnten sich so, wie es offiziell ermittelt wurde, die tödlichen Verletzungen gar nicht zugefügt haben. Und vielleicht sollte dann konsequenterweise über den Tod der RAF-Gefangenen auch so ausdauernd wie über den von Marylin Monroe geredet werden. Zumindestens was die bundesrepublikanische Öffentlichkeit anbetrifft. Schließlich saß Monroe zum Zeitpunkt ihres geheimnisvollen Ablebens nicht in Isolationshaft in einem westdeutschen Gefängnis. Die Gefangenen aus der RAF hingegen schon. Und wenn sie sich so, wie behauptet, schon nicht haben umbringen können, müßten logischerweise immer noch die Ermittlungen wegen Mordes gegen die verantwortlichen Beamten und Behörden eingeleitet werden. Dies auch auszusprechen, dazu bedarf es keiner Auseinandersetzung mit dem, was die RAF unter der »dialektik bewaffneter realpolitik« verstand. Es bedürfte einzig und allein etwas republikanischen Bewußtseins, für einen Freund der legalistischen Opposition eigentlich etwas sehr Naheliegendes.

Wer aber nicht einmal darüber verfügt, Delius, der kann sich auch das ganze Gezeter über Politiker und Sektschlürfer, Überwachung und Werbung, rinks und lechts nun wirklich sparen.

Literatur-Konkret 1992 S. 28

Otto Köhler

Ihr letztes Gefecht
Das Edikt Ottos L

Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Jürgen Kuczynski: Ein linientreuer Dissident. Memoiren 1945-1989. Aufbau Verlag 1992, 436 Seiten, 39,80 Mark

Dieses Kuczynski-Buch lärmt unerträglich. Wo immer man es hinlegt - es hört nicht auf mit seinem Geschrei. Warum es sich so gebärdet, steht auf Seite 80, Eintragung vom 24. Dezember 1953: »Ein furchtbares Brüllen macht sich bemerkbar. Erst dachte ich, es sei Renate. Aber dann stellte es sich heraus, daß es der ungeborene Index war, der nach der Frau schrie, die ihm zugleich Vater und Mutter und Hebamme. Ich beruhigte ihn damit, daß ich ihm sagte, er dürfe in Köpenick unter besonders netten Umständen zur Welt kommen, wenn er jetzt Frieden gäbe.«

Frieden gibt es nicht mehr, der ist ausverkauft. Wo dem Gelehrten früher eine Mitarbeiterin für die Anfertigung der Register seiner Werke zur Verfügung stand, passiert jetzt die Wiedervereinigung. Statt eines Namensregisters findet sich am Ende dieses Memoiren-Bandes ein leeres Blatt. Und Fußnoten, die erläutern, wer wer ist, setzen unvermittelt auf Seite 116 ein, obwohl es dafür lange vorher Bedarf gibt. Und auf Seite 120 ist damit schon wieder Schluß - es hat sich wohl nicht gerechnet. Auch der Aufbau-Verlag, einst berühmt für die Sorgfalt, mit der dort Bücher gemacht wurden, muß nach dem Anschluß um die Fortexistenz ringen und kann darum keine Rücksicht mehr auf den Leser nehmen.

Dies ist der zweite Band der Memoiren des heute 88jährigen in aller Welt berühmten Wirtschaftshistorikers. Er behandelt die 44 Jahre, die Kuczynski seit 1945 unter Verhältnissen lebte, die »mir - mit starken Einschränkungen - sozialistisch erschienen«. Immer wieder verweist der Autor den Leser auf: »Siehe auch den ersten Band dieser Memoiren.« Gut gesagt, aber wo gibt es den? Wann und bei wem ist er erschienen? Der Verlag verrät es weder auf dem Umschlag noch im Innern des Buches. Ob der erste Band, der Kuczynskis Leben »unter der Gesellschaftsformation des Kapitalismus« schildert, irgendwo noch zu haben ist, ist nirgends erwähnt. Muß man im Leipziger Müllberg wühlen, der die Bücherverbrennung so diskret ersetzte? Oder versteckt er sich vielleicht hinter dem längst vergriffenen »Dialog mit meinem Urenkel« (1977), der einem SED-Politbüro-Mitglied als das »republikfeindlichste« Buch erschien, das es je in der DDR gab und das doch bis zur Wende in zehn Auflagen und 260.000 Exemplaren verkauft wurde? »Der Lebensbericht dieses ungewendeten, aber stets kritischen und klugen Marxisten gehört zu den wesentlichen Dokumenten unserer Zeit«, verrät die Verlagsklappe heute. Wo der Lebensbericht anfängt, verrät sie nicht (- Recherchen ergaben: Die »Memoiren. Die Erziehung des J.K. zum Kommunisten und Wissenschaftler« erschienen 1975 in Ostberlin).

Trotz alledem, keiner sollte sich durch diese Editionskatastrophe, die zum Alltag der Buchproduktion im neuen großen Deutschland gehört, davon abhalten lassen, Kuczynski zu lesen. Nirgendwo fand ich den Alltag, die Gelehrtenexistenz, auch das Parteileben in der DDR besser und informativer geschildert - Ellenbogengesellschaft auch dort. Beispiel: Der bei uns als nahezu bürgerlich gelobte Bismarck-Biograph Ernst Engelberg, der als Direktor des Instituts für Geschichte offensichtlich jede Parteiversammlung nutzte (»Ich habe zwar das Manuskript nicht gelesen, aber ... «), um Kuczynski wegen seiner kritischen Publikationen abzuschießen und sich dessen Institut für Wirtschaftsgeschichte einzuverleiben. 1968 konnte Kuczynski sein schon zur Liquidation anstehendes Institut nur retten, weil Ulbricht gerade in Urlaub ging und Honecker des Wissenschaftlers ökonomischen Rat brauchte.

Kein Wunder, daß Kuczynski sich erinnert: »967 erließ Kaiser Otto 1. ein Edikt, daß über die Echtheit einer Urkunde im Falle des Zweifels ein Zweikampf entscheiden solle.« Und höhnt: »Wieviel höher war doch vor 1.000 Jahren das Niveau des Meinungsstreits als später in der Sozialistischen Einheitspartei.«

Wo lebte dieser Mann, der etwa so viele Parteistrafen bekam wie staatliche Auszeichnungen? Im Feudalismus vor 1.000 Jahren? Im entwickelten Kapitalismus der Wende zum 20. Jahrhundert oder in einem Sozialismus von morgen? Kuczynski gibt Rechenschaft über den gesellschaftlichen Zustand der DDR, seiner DDR: »Er hatte sozialistische Elemente - etwa das Netz der sozialen Sicherheit: Wohl als einziges Land der Welt sicherte die DDR, daß auch bei einem kümmerlichen Lebensstandard kein Mensch auch nur einen Tag im Jahr zu hungern brauchte, in Fetzen herumlief oder obdachlos war, daß jeder Arbeit hatte und daß man ohne Rücksicht auf seine finanzielle Situation bzw. die der Eltern seine Fähigkeiten ausbilden konnte.« Richtig: ohne Rücksicht auf die finanzielle Situation, aber sonst?

Der Alltag hatte kapitalistische Elemente, gewisse Bestandteile einer Marktwirtschaft - »zum Beispiel Waren, die den Konsumenten zu jämmerlich in der Qualität erschienen, wurden nicht gekauft und häuften sich auf Lagern«. Vorausgesetzt, es gab bessere. Und der DDR-Alltag hatte feudal-absolutistische Elemente, die Kuczynski ein Kommandosystem von oben nennt. Hier zeigte sich die Wichtigkeit von »Gnade oder Ungnade von Oben« begründet: »War ich in Gnade, so konnte ich kühner in meiner Kritik sein und weit eher Genossen und anderen, die in Ungnade geraten waren, helfen, mich für sie auch oben verwenden.« Mal war er - mit Ulbricht und Honecker vertraut - bei ihnen in Gnade, mal in Ungnade. Ein unwürdiger Zustand in einem Land, das heute - wieder vereint - die unantastbare Würde des Menschen achtet und verteidigt.

Da gab es galileische Verrenkungen, die es - scheinbar - bei uns im Westen nicht gegeben hat. Kuczynski über die Schwierigkeiten mit seinem Buch über den Ersten Weltkrieg und die Sozialdemokratie im März 1958: »Das einzig Erfreuliche an der Situation ist, daß auf der (SED-)Sitzung am 11. Lindau so überzeugend (wenn auch grundfalsch) gegen mich sprach, daß meine Schüler im allgemeinen jetzt ehrlich das Buch für falsch halten, so daß keine Gefahr der >Fraktionsbildung< besteht und kein Zynismus in dieser Sache um sich greift. Ich hoffe, so den Fehler meines alten Freundes (des Moskauer Politökonomen Jenö) Varga vermieden zu haben, der vor rund 10jahren in seinem Meinungsstreit damals einen Großteil seiner Schüler um sich scharte, worauf das Institut aufgelöst wurde - und so ein bis heute und noch lange nicht zu ersetzender Kulturwert zerstört wurde. Nun können meine Schüler ungestört die marxistische Wirtschaftsgeschichtswissenschaft ... weiter fördern.«

An seinem alten Feind Erich Engelberg hat sich Kuczynski übrigens fürchterlich gerächt: »Als der erste Band seiner Bismarck-Biographie erschienen war, besprach ich ihn ganz begeistert in der >Weltbühne< - mit Recht!«

Literatur-Konkret 1992 S. 30

Boris Gröndahl

Ihr letztes Gefecht
Zivilisierte Opportunisten

Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Reinhard Mohr: Zaungäste. Die Generation, die noch der Revolte kam. S. Fischer 1992, 222 Seiten, 28 Mark

Wer immer noch nicht glaubt, daß infolge der 68er Revolte und der neuen sozialen Bewegungen der 70er und 80er Jahre die »Zivilisierung« der Bundesrepublik stattgefunden habe, die Antje Vollmer 1990 im Bundestag bemühte, um den Griff der Deutschen nach der Weltmacht im Namen der Grünen zu ratifizieren, der glaubt es auch nicht nach der Lektüre dieses Buches. Wer allerdings erfahren will, wozu der Begriff »Zivilisierung« gut ist und warum er entdeckt wurde, der kann es in Reinhard Mohrs »Skizze einer Generation, die in ihrer Biographie die vertrackte, prekäre, aber auch gelungene >Zivilisierung< der westdeutschen Bundesrepublik von Brandt bis Kohl repräsentiert«, nachlesen. *Zaungäste* ist ein ideologiekritischer Essay, ohne es zu wissen.

Der frühere KBW-Funktionär Reinhard Mohr, 37, zeichnet darin eine »Physiognomie der heute 33-39jährigen«, der »Generation, die nach der Revolte kam«. Daß das gelogen ist, weil es natürlich nur um den verschwindend kleinen »engagierten, eher akademischen und großstädtischen Teil der Generation« geht, wie Mohr selbst einräumt, schadet einerseits nichts, weil dieser Teil der öffentlich präsente ist. Die Lüge und ihr Eingeständnis sind aber andererseits bezeichnend, weil die Fähigkeit, überall nur zu sehen, was man sehen will, wie die Unverfrorenheit, solch eine offensichtliche Unwahrheit nicht mal zu verschleiern, typisch für den »78er« Mohr ist, als Angehöriger einer Generation, die von der Wahrheit so wenig hält, daß sie nicht mal anständig lügen kann.

Die 78er waren die erste Generation, die aus modischen Gründen rebellierte. Sie demonstrierten nicht gegen Vietnamkrieg, Nazi-Kanzler und Notstandsgesetze, sondern weil es ihnen die 68er vorgemacht hatten; sie demonstrierten nicht, weil sie Gründe hatten, sondern sie suchten nach Gründen fürs Demonstrieren. Theorie brauchten sie nur, soweit sie zur Rationalisierung ihrer rebellischen Pose taugte: »Begriffe halfen, den Überblick zu bewahren... *Strukturelle Gewalt.*. >repressive Toleranz< (Herbert Marcuse)... *Gegengewalt.*. das >unwahre Ganze< (Adorno)«.

Entsprechend kurz war die Haltbarkeit ihrer Positionen. Wenn sich zeigte, daß man mit einer »direkten Aktion« nicht gleich durchkam oder daß man die Wirklichkeit falsch eingeschätzt hatte, führte das nicht zum Nachdenken, sondern zu einem »biographischen Bruch«. Das Scheitern der RAF im Deutschen Herbst nahmen viele 78er zum Anlaß, aufs Land zu flüchten, nach Sri Lanka zu trampen oder selbstverwaltete Cafés (»befreite Gebiete«) zu gründen. Ebenso zügig fand man Adornos Rede vom »unwahren Ganzen« endgültig widerlegt, wenn man feststellte, »daß der Metzger an der Ecke weder ein verkappter Neonazi noch ein heimlicher RAF-Sympathisant, sondern ein Metzger war«.

1975, als die 78er »erste Anflüge von Perspektivlosigkeit« erfaßten, kamen die Weinbauern, die in Wyhl gegen ein Atomkraftwerk demonstrierten, gerade rechtzeitig, um die Frage des Verhältnisses von Mensch und Natur zu entscheiden und eine neue Front zu eröffnen, an der so gekämpft werden konnte, wie es 78ern lieb und teuer war: »außerparlamentarisch und populistisch, radikal und reformistisch, militant und pazifistisch, vor allem aber: mehrheitsfähig in (den) Zielvorstellungen.« Schon erklärten die 78er ihren gerade erst gelernten Marxismus zur »Sackgasse« und kämpften fortan an der Seite der Grünen auf der Seite der Natur. Von dem lange vertretenen Theorem wiederum, daß Karriere nur Verräter machten, nahm man Abstand, als »die Versuchungen« zunahmen »wie die Befürchtungen, am Ende der letzte ZU sein, der sich an die alten Spielregeln hielt«.

Die Angst, für seine rebellische Vergangenheit mit lebenslangem Taxifahren bestraft zu werden, erwies sich für die meisten jedoch als unbegründet. Die 78er, die als einzigen roten Faden in ihrem Leben fanden, daß sie jeder Sau, die durchs Dorf trabte, hinterhergelaufen waren, die »biographische Brüche« durchmachen und begründen mußten und die durch die sprichwörtliche Hölle der »endlosen Beziehungsdiskussionen« gegangen waren, hatten eine universell einsetzbare Qualifikation erworben, mit der sie auch im Beruf reüssieren konnten: »In all den harten Lehrjahren hatten sie gelernt, sich in nahezu jedem Diskurs zurechtzufinden«, und daß es niemanden kümmert, ob man gestern das Gegenteil erzählt hat. In der Werbung und in den Medien waren viele 78er schnell erfolgreich.

Dieser Erfolg versetzte ihrer Kapitalismuskritik den endgültigen Todesstoß. Daß das System sie, die sie seine schlimmsten Feinde gewesen zu sein glaubten, aufnahm, genügte, sich von weiteren »alten Tabus« und »langgehegten Alltagsmythen«

zu befreien. Als dann auch noch »ehemals rechte Kommunistenfresser und exmaoistische Publizisten« sich »zum streitbaren Geplauder in der Talkshow« trafen und sich »nicht seiten einig« darin waren, daß »die globalen ökologischen und sozialen Herausforderungen... nach neuen Antworten« verlangten - da wurde den 78ern endlich klar, was passiert war: Nicht sie waren ihren »alten Idealen untreu geworden, sondern die herrschenden Eliten«, die sie »kräftig durcheinandergewirbelt, diskursiv und sozialökologisch auf Vordermann gebracht« hatten.

Die Erfindung der »zivilisierten« BRD ist der Dank der 78er an das System, das sie nicht verstoßen hat. Sie ist der Dank einer Generation, die ihre kritische Haltung nie etwas gekostet hat und die auch nie bereit war, etwas dafür zu zahlen. Derselbe Opportunismus, aus dem heraus sie ihren rebellischen Gestus einnahm, brachte sie auch dazu, ihre politischen Positionen jeweils dann wieder zurückzunehmen, wenn sie auf die Probe gestellt wurden. Die 78er lernten nicht, als es drohte, weh zu tun, sondern sie widerriefen, als sie sicher waren, weich zu landen. Die von Mohr als Lob gemeinte Feststellung, daß sie nicht dazu bereit gewesen seien, »ihre jüngste Geschichte biographisch als >Krankheit der Jugend< abzubuchen, der nun zwangsläufig die gereifte Vernunft des Alters folgen müsse«, widerspricht dem nicht, sondern belegt nur, daß sie nicht einmal genügend Selbstachtung aufbrachten, um Renegaten zu werden.

Zivilisation ist nicht bloß ein Begriff, der good vibrations erzeugt. Zivilisation ist nicht einfach, daß »die Talkshow in den achtziger Jahren zu *dem* symbolischen Ort der gesellschaftlichen Auseinandersetzung« avancierte und »mehr und mehr die Straßenschlacht als kommunikativen Ort der Konfliktaustragung« ersetzte. Politische Überzeugungen ernst zu meinen und nicht als Happening, »politisch zu denken und zu handeln und nicht nur Stimmungen zu verbrämen, ist aber eine zivilisatorische Errungenschaft« (J.P. Reemtsma). Kein Wunder also, daß die Erfinder der »Zivilisierung« Deutschlands sich just in dem Moment ans Vaterland anschließen, in dem es nach vierzig Jahren von außen aufgezwungener Zivilisation wieder zu sich selbst findet.

Literatur-Konkret 1992 S. 31

Eckhard Voss

Ihr letztes Gefecht
Verleger wanted

Lebensrückblicke, Rechtfertigungsschreiben und Orientierungsversuche: Nun, da sie nichts mehr zu verlieren haben, bemühen sich neue, alte, ehemalige und vermeintliche Linke mal um Anschluß uns immer schon geliebte Vaterland, mal um ein Resümee ihrer politischen Biographie, das ihnen trotz allem vor der Geschichte recht gibt, und mal um eine erste, zaghafte Verarbeitung ihrer Niederlage. Beitrage zu Büchern von Hubert Kleinert, Peter Schütt, Luise Rinser, Karl Eduard von Schnitzler, Christian Geissler, Friedrich Christian Delius, Jürgen Kuczynski und Reinhard Mohr

Robert Harris: Fatherland. A Novel. Hutchinson 1992, 372 Seiten, 14,99 britische Pfund

Eigentlich ist der Roman *Fatherland* des britischen Journalisten Robert Harris ein ganz normaler Politkrimi. Eine spannende und gut geschriebene Story, die jedoch nicht zu denjenigen Exemplaren des Genres zählt, die man für einige Tage und Nächte ständig bei sich trägt und für deren Lektüre jede freie Minute geopfert wird.

Die Geschichte ist schnell erzählt: Im Berlin der 60erjahre wird die nackte Leiche eines alten Mannes aus der Havel gezogen. Der mit dem Fall betraute Kommissar - Typ geschiedener, einsamer, aber attraktiver Wolf - stößt im Zuge seiner Recherchen auf eine zunächst undurchsichtige Verschwörung einiger alter prominenter Männer, hinter der er immer deutlicher eines der schrecklichsten und bestgehüteten Staatsgeheimnisse Deutschlands erkennt. Natürlich will alle Welt die Entdeckung verhindern. Natürlich bleibt es nicht bei einem Mord. Natürlich hat Kommissar Xavier March mit der Bösartigkeit und Brutalität seiner Kollegen und Vorgesetzten zu kämpfen, wird von den wenigen Menschen, an denen er hängt, verraten und gerät selbst in Lebensgefahr. Und natürlich lernt er im Verlauf seiner Ermittlungen eine jüngere Frau - Typ einsame amerikanische Journalistin - kennen und lieben.

Es ist nicht die Handlung, sondern die Szenerie, die das Buch bemerkenswert macht. Bereits seine Aufmachung irritiert: Der Einband zeigt die Umrisse der Quadriga auf dem Brandenburger Tor, über der in jeweils knalligem Rot und Blau die Hakenkreuzflagge und die der EG prangen. Darüber steht, in Fraktur gesetzt und tiefschwarz geprägt, der Titel: *Fatherland.*

Ebenso provokant wie seine Gestaltung ist der Handlungsrahmen des Romans. Ausgehend von den tatsächlichen Zukunftsplänen der Nazis, zeichnet Harris ein mit authentischen historischen Details und Personen angereichertes Porträt eines Großdeutschland, das den Weltkrieg gewonnen hat. Die Geschichte spielt in einem Berlin, dessen Stadtbild geprägt ist durch die faschistischen Großbauten Albert Speers. Die deutsche Bevölkerung freut sich auf den 75. Geburtstag Adolf Hitlers. Der deutsche Superstaat hat sich im Osten die Sowjetunion, das Baltikum, Polen und die Tschechoslowakei, im Süden Österreich und im Westen Luxemburg und das Elsaß einverleibt. Die restlichen europäischen Staaten fungieren als reine Satelliten. In Großbritannien, von wo nach der Kapitulation Winston Churchill und Queen Elisabeth ins kanadische Exil geflohen sind, sitzt der nazifreundliche Eduard VIII. auf dem Thron. Deutschland dominiert auch die »Europäische Gemeinschaft«. Das europäische Parlament befindet sich in Berlin, die Reichsmark ist die gemeinsame Währung und in allen europäischen Schulen ist Deutsch die erste Fremdsprache. Die Menschen fahren deutsche Autos, hören deutsche Radios, sehen deutsches Fernsehen, arbeiten in deutschen Fabriken und schimpfen über das Verhalten deutscher Touristen in den von Deutschen dominierten Urlaubsgebieten. Die Deutschen siegen natürlich auch bei allen internationalen Sportwettkämpfen, außer beim Cricket - das spielen nach wie vor nur die Engländer. Der einzige Stachel der Unruhe in diesem in sich ruhenden Fatherland ist ein seit dem Sieg über die Sowjetunion andauernder Guerillakrieg im Ural, der von Amerika finanziert wird.

Amerika. Harris läßt die USA mit Nazideutschland Frieden schließen und den Weltkrieg enden, als Hitler über New York eine V 3-Rakete hat explodieren lassen. Als amerikanischen Präsidenten, der seinen Besuch in Berlin angesagt hat, läßt der Historiker Harris Joseph P. Kennedy wiederauferstehen. Der Vater von John F., während des Faschismus amerikanischer Botschafter in London, war Antisemit und Anhänger der Appeasement-Politik.

Es ist diese Mischung aus historischen Realitäten und Fiktion, realen und erfundenen Personen und Handlungen, die *Fatherland* zu einer Allegorie auf das neue, wiedervereinigte Deutschland und seiner Stellung in Europa und der Welt macht. Der erfolgreiche Journalist (»Observer«, BBC) und Sachbuchautor Harris, der bereits eine bissig-ironische Darstellung des Skandals um die gefälschten Hitler-Tagebücher geschrieben hat, hat mit seinem ersten Roman den europäischen Zeitgeist voll getroffen und dem weit verbreiteten Mißtrauen, das dem wieder großen Deutschland entgegengebracht wird, aus der Seele geschrieben**.** Das beweist der Erfolg des Buches, das nicht nur in Großbritannien wochenlang die Schaufenster der Buchläden dekorierte, sondern inzwischen in mehr als zehn Sprachen übersetzt wurde. Nicht nur in Großbritannien fragen sich angesichts deutscher ökonomischer Übermacht in Europa und deutscher

Weltmachtansprüche viele Menschen, wo die genauen Unterschiede zwischen militärisch und ökonomisch begründeter Vorherrschaft denn liegen und ob nicht seit der Wiedervereinigung und dem Zusammenbruch Osteuropas Hitlers Kriegsziele mit anderen Mitteln erreicht worden sind.

Kein Wunder also, daß das Buch in Deutschland wütende Reaktionen hervorruft. Kaum etwas stört die Ambitionen des neuen Deutschland mehr als der Vergleich mit dem alten, das zwei Weltkriege anzettelte. Stellvertretend schimpft Karl-Heinz Jansen in der »Zeit« über diese »frivole Geschmacklosigkeit« und argwöhnt, der Autor nutze antideutsche Emotionen schamlos aus und wolle auf Kosten der Deutschen ein berühmter Schriftsteller werden. Die Übersetzung und Veröffentlichung des Romans im europäischen Ausland beschreibt Jansen als eine Art antideutsche Verschwörung, handele es sich doch zumeist um jene Länder, die einmal von Deutschen besetzt waren. Und schließlich wünscht der »Zeit«-Rezensent aus Liebe zum Fatherland einem Buch, das er noch wenige Zeilen zuvor als spannenden Thriller beschrieb, daß es keinen deutschen Verleger finde. Bisher haben sich alle dran gehalten.

Literatur-Konkret 1992 S. 32

Robert Kurz

Wo liegt Absurdistan.

Rezensionen

Mircen Eliade: Auf der Mentuleasa-Straße. Suhrkamp 1991, 167 Seiten, 12 Mark

Es gibt eine spezielle Art osteuropäischer Phantastik, die eine einzigartige Atmosphäre aufzubauen imstande ist. Ganz verschiedene Ingredienzen sind es, die sich dabei mischen. Die tiefe melancholische Lebensunlust, die Sergej Samjatin »unsere russische Krankheit, Morbus rossica«, genannt hat, gehört ebenso dazu wie die beißende Satire und die sich überkugelnde Groteske Gogolscher Prägung. Die Prager Kabbalistik darf ebensowenig vergessen werden wie die rumänische Folklore des Unheimlichen und Vampirischen. Eine Welt der Träume und Alpträume, die dennoch ätzend gesellschaftskritisch sein kann: von Nikolai Gogol bis Fjodor Sologub *(Der vergiftete Garten)* und Michall Bulgakow *(Der Meister und Margarita).* Von Alexander Grin, dessen imaginäres »Grinland« stets in ein seltsames Licht getaucht bleibt und trotzdem burleske Bezüge zur gesellschaftlichen Realität aufweist, bis zur Science Fiction der Brüder Strugatzki, die immer mehr in eine satirische Phantasy übergegangen ist; von Franz Kafkas quälender Welt talmudischer Gesetzhaftigkeit und Gustav Meyrinks ironischer Esoterik bis zu den unwirklich-phantastischen Historiengemälden eines Leo Perutz.

Sind Kafka und Bulgakow schon längst in die »hohe Literatur« aufgestiegen, so werden in den letzten Jahren auch die (einer unsinnigen Einteilung folgend) mehr der »Unterhaltungsliteratur« zugerechneten Produkte dieser spezifischen geistigen Welt wieder aufgelegt und teilweise neu entdeckt. Und wie neben Moskau, Prag und Wien zweifellos auch Bukarest ein Subzentrum dieser düster ironisch-romantischen Atmosphäre des europäischen Ostens bildet, so gehören mittlerweile die phantastischen Romane des berühmten Religionswissenschaftlers Mircea Eliade zu den Taschenbuchrennern des Genres. Eliade repräsentiert einen Grundzug vieler osteuropäischer Emigranten: Er hat Bukarest mit nach Chicago genommen, und die Erfahrung der bürokratischen Diktatur läßt ihn nicht los.

Auf der Mantuleasa-Straße spielt sich Seltsames ab. Der alte Volksschullehrer Farama, der zunächst nur einen zum »Major« aufgestiegenen ehemaligen Schüler besuchen will, verwickelt sich in das Geflecht der Geheimpolizei und wird monatelang verhört. Er muß seine Geschichte aufschreiben, die ihm zum phantastischen Roman gerät. Wie Scheherezade ist er genötigt, den Faden endlos weiterzuspinnen; und die zu atemberaubender Spannung sich steigernde Erzählung beginnt selber Realität zu setzen: sie wird zum inneren Moment der absurden Polizeitätigkeit selber, löst geheimnisvolle Krisen aus und läßt anscheinend Mächtige stürzen, während der alte Farama immer bizarrer um sein Leben schreibt.

Das Kafka-Motiv ist unübersehbar. Und hier liegt auch das Ärgerliche, nicht des Romans selber, sondern seiner westlichen Interpreten. Daß es »ein Politischer, ein Parteiherrschaftsroman« sei (Wolfgang Koeppen), liegt nur allzu platt auf der Hand. Und für den deutschen Leser von 1992 läßt natürlich vor allem die Stasi grüßen. Der stereotype Rückbezug aller kafkaesken Literatur des Ostens auf die Schrecknisse der quasi asiatischen Draculescu-Bürokratie des »Kommunismus« geht meistens allzu glatt vom vermeintlichen Kontrastprogramm des westlichen Individuums und der aufklärerischen Intentionalität aus. Unterschlagen wird, daß der staatsterroristische Bürokratismus (auch im Westen selber) nur ein Durchgangsstadium zur prekären »Verwestlichung« war, die ihre eigenen Schrecknisse gebiert. Der Westen hat seinen subjektlosen Überstalin in Gestalt des totalen Marktsystems, und die ebenso vampirische wie labyrinthische Unheimlichkeit dieser Form, die das wahre Absurdistan des Westens konstituiert, hat leider ihren Kafka noch ebensowenig gefunden wie ihren Eliade.

Stephen Toulmin: Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne. Suhrkamp 1991, 364 Seiten, 58 Mark

Seit langem gehört die Rede vom Ende der Moderne zum philosophischen Geschäft. Vom unmittelbaren Wortsinn her eine absurde rhetorische Figur: »Modern« ist immer das jeweils Neueste, und solange die Zeit nicht stillsteht, könnte es auch kein Ende des Neuen geben. Die sogenannte »Postmoderne« wäre dann bloß die neueste Moderne, und auch die soll ja schon wieder vorbei sein. Der Unsinn hat freilich Methode. Denn seit zweihundert Jahren hat die westliche Zivilisation sich zum Sieger und somit zum Ende der Geschichte erklärt. Kein Wunder, daß es dieser Zivilisation schwerfällt, sich eine Welt und eine Geschichte nach ihr selber vorzustellen. So langweilig aber das postmoderne Geplätscher auch sein mag, gerade seine Lustlosigkeit und Ratlosigkeit könnten davon künden, daß wirklich etwas zu Ende geht. Es sollte zu denken geben, daß es mit Francis Fukuyama ein in den USA naturalisierter Japaner sein muß, der auf dem letzten Loch des Zwangsoptimismus pfeifend noch einmal den Sieg des Westens und das Ende der Geschichte feiert.

Im Unterschied zu den allzu penetranten Duftwolken der westlichen Selbstbeweihräucherung hat der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Stephen Toulmin ein ganz anderes Ende der Moderne skizziert. Er sucht den Ursprung der

heutigen Krise in einem frühen Bruch der Modernisierungsgeschichte zwischen dem Denken der Renaissance und dem Rationalismus des 17. Jahrhunderts. Der äußerst fruchtbare Schlüsselbegriff dieser Überlegung heißt »Dekontextualisierung«. Das Denken der Renaissance (Toulmin verweist auf Montaigne, Bacon und Erasmus) sei noch weitgehend skeptisch und undogmatisch gewesen, aufgeschlossen für die »Umstandsbedingtheit« praktischer Fragen und interessiert am Mündlichen (Rhetorik), Besonderen, Lokalen und Zeitgebundenen. Der Siegeszug des modernen Rationalismus seit dem frühen 17. Jahrhundert (Descartes) habe dagegen im Streben nach abstrakter Allgemeingültigkeit alle Fragen »kontextunabhängig« formuliert und einseitig das Schriftliche, Allgemeine, Globale und Zeitlose favorisiert. Mit großer Überzeugungskraft zeichnet Toulmin die Entfesselung dieser Logik bis in Alltag und Praxis hinein nach; etwa in der jede Besonderheit negierenden Jurisprudenz, im Abstraktwerden der Malerei oder in der Architektur eines Mies van der Rohe, der die ganze Welt mit »kontextunabhängigen« gleichartigen Gebäuden bepflasterte.

Toulmin sieht diese Logik der »Dekontextualisierung« in allen gesellschaftlichen Folgesystemen des Descartschen Rationalismus am Werk, in der Theologie wie in der Philosophie, im Liberalismus wie im Sozialismus. Er nimmt die Ansätze einer Dekonstruktion dieses abstrakt-rationalistischen Denkens und Handelns in neueren Philosophien zum Anlaß, eine Rückkehr zum »vergessenen« Ansatz der Renaissance-Humanisten und eine »Rekontextualisierung« von Theorie und Praxis zu fordern, eine Rehabilitierung des Mündlichen, Besonderen, Lokalen und Zeitgebundenen gegen den destruktiv gewordenen Anspruch einer »Verwirklichung« abstrakter Prinzipien. Und er versucht diese Methode der »Rekontextualisierung« auch gleich hermeneutisch auf den Rationalismus von Descartes selber anzuwenden: dieses so folgenreiche Denken sei aus einer keineswegs zeitlosen spezifischen Krisensituation heraus entstanden, und es sei mit seinem Verlangen nach abstrakt-allgemeiner »absoluter Gewißheit« ein Versuch gewesen, die ideologische Ausweglosigkeit der verheerenden Religionskriege nach der Ermordung des »guten« (noch humanistisch geprägten) Königs Heinrich von Navarra (1610) zu überwinden.

So anregend Toulmins Buch aber auch ist, es bedarf vielleicht selber noch der kritischen, zuspitzenden Interpretation. Denn erstens repräsentierte der Renaissance-Humanismus leider keineswegs eine derart »unschuldige« verlorene Ur-Moderne, wie es Toulmin suggeriert; gerade der »tolerante« Bacon war es schließlich, der »die Natur wie die Hexe auf der Folterbank befragen« wollte. Und zweitens ist es ein doch allzu reduktionistischer Ansatz, das gesamte System des modernen Rationalismus und seiner Potenz der »Dekontextualisierung« unmittelbar aus der bloßen Ereignisgeschichte (Religionskriege, Ermordung Heinrich IV.) herleiten zu wollen. Vielmehr könnte zwanglos die These vertreten werden, daß der Descartsche Rationalismus letztlich ein Reflex auf die Entfesselung der modernen Warengesellschaft ist; nicht auf diese oder jene Erscheinung der »Ökonomie« oder der »Politik«, sondern auf die Verwandlung der Subjektform selbst, die in den Abstraktionen der Ware-Geld-Beziehung gerade jene allgemeine »Dekontextualisierung« setzt, die Toulmins Thema ist. In dieser abstrakten Allgemeinheit der Warenform sind alle modernen Systeme befangen, und deren Dekonstruktion wird nicht ganz leicht sein. Deswegen kann »nach der Postmoderne« auch die Barbarei kommen, und die Rückkehr zum Lokalen, Besonderen usw., wenn sie nicht die Warenlogik überwindet, landet vielleicht im globalen Sarajevo.

Literatur-Konkret 1992 S. 33

Christel Dormagen

Dame auf G7

Rezensionen

Ria Endres: Werde, was du bist. Literarische Frauenportraits. Suhrkamp 1992, 194 Seiten, 12 Mark

Auch man selber kommt wohl in das Alter, da man sich für anderer, meist berühmter, Leute Lebensverläufe interessiert. Zur Großelternzeit hießen diese Berichte, wenn sie aus eigener Hand stammten, »Erinnerungen« und aus fremder Hand »Lebensbilder«.

Mit ein bißchen Etikettenschwindel handelt es sich bei den Aufsätzen von Ria Endres über dreizehn bekannte Frauen aus unserem Jahrhundert um eben solche Lebensbilder, nur heißen sie jetzt *Literarische Frauenportraits.* Und sie reichen von Eleonora Duse über Liesl Karlstadt, Simone Weil, Marina Zwetajewa bis zu Ingeborg Bachmann und Friederike Mayröcker. Und bei den beiden letzgenannten beginnt der Schwindel. Alle Aufsätze waren schon verstreut veröffentlicht, was in Ordnung ist. Nur sind einige eben als explizite Buch- oder Werkrezensionen ausgelegt und fallen so aus der Porträtstruktur.

Schön ist der Sammelband da, wo die Geschichten sich Frauen nähern, deren Name durchaus bekannt ist, von deren Leben zumindest ich kaum etwas wußte (Albertine Sarazzin, Isabelle Eberhardt z. B.). Die kurzen, fast oberflächlichen Appetithäppchen gefallen mir insofern besser, als zwar aus Lebensfakten und -wirrungen ein Bild im Kopf entsteht, die Person aber trotzdem noch ein Geheimnis bleibt. Die Vorstellung der Unbekannteren wird zu einer Art Pilotprojekt, das Lust zu eigenen Ausflügen macht. Bei Personen wie der Bachmann droht dagegen die Gefahr des expertenhaften Verfügens. Und in diesem Zusammenhang ist mir eine Merkwürdigkeit aufgefallen. Während dem Teleblick die Zusammenschau von Leben und Werk eines Menschen noch gestattet ist, gilt solches Ineinssetzen von Frau und Kunst dem Nahblick nicht zu Unrecht als Sakrileg: das Leben ist das Leben und die Kunst die Kunst.

Was schließlich die anfangs erwähnte Vampirlust anbetrifft, hat Endres eine Vermutung. »je weniger Erfahrungen tatsächlich gemacht werden können, desto moderner sind Bücher mit biographischen und halbbiographischen Inhalten.« Was mich nicht vom Naschen abhält.

Silvia Vegetti Finzi: Mondkind. Psychologie von Frauenphantasien und Mutterträumen. Aus dem Italienischen von Christinne Boeck-Michel. Rowohlt 1992, 270 Seiten, 14,90 Mark

Zuerst dachte ich, es sollte zum xten Mal das hehre Lied alleinseligmachender Mutterschaft gesungen werden. Akribisch und in psychoanalytischen Kategorien wird im 1. Kapitel der Fall der kleinen Anna vorgestellt, die nur widerwillig den schließlich erfolgreichen Prozeß vom übergeschlechtlich omnipotenten Kind zur kleinen potentiellen Frau, der zukünftigen Gebärerin, durchmacht. Es geht im folgenden aber gerade nicht um den weiblichen Weg zur natürlichen< Bestimmung des Mutterseins als Kompensation für den berüchtigten Penisneid. Der Mangel liegt woanders: eine Tochter rebelliert nicht gegen die ihr zugedachte gesellschaftliche Rolle, weil sie lieber ein junge wäre; sie möchte nur ein anderes Mädchen sein, das »seine Fähigkeiten beweisen will, aus sich heraus etwas zu produzieren, zu zeugen, zu schaffen«.

Diese ursprüngliche weibliche Zeugungspotenz ist den Frauen, so die Autorin, enteignet worden, derart, daß sie spätestens seit Aristoteles und bis heute zu >natürlichen< passiven Behältern für die Fortpflanzung der Menschheit reduziert wurden. »Die historische Niederlage im Kampf der Geschlechter wird jeder Mutter in jeder Frauengeneration erneut zum Vorwurf gemacht.«

Die Autorin stellt die Geschichte dieses Verlustes dar und versucht, den Frauen jene umfassende Zeugungsmacht zurückzugewinnen. Die Bilder ihrer Rekonstruktion gewinnt sie sowohl aus einer Fülle antiker Mythen als auch aus gegenwärtigen weiblichen Phantasien, in denen immer wieder die Vorstellung eine Rolle spielt, daß eine Frau autark aus sich heraus zeugungsmächtig ist. Die Art, wie Vegetti Finzi den Unsinn zurechtrückt, Frauen seien eben deshalb unschöpferisch, weil sie zum Austragen von Nachwuchs da sind, ist sehr einleuchtend. Sie verleiht dem Akt der Kinderproduktion wieder seine aktive, schöpferische Qualität, ohne ihn zu sentimentalisieren. Nicht so leicht fällt es mir, ihre Gedanken von der Übertragbarkeit dieser Kraft nachzuvollziehen: »Versteht man Mutterschaft als Kreativität, bleibt es der Frau freigestellt, sie im Kind oder in einem anderen Bereich zu verwirklichen«. Ich bin mir nicht sicher, ob dieses Tor zur neuen Frauenfreiheit sich nicht hinterrücks als alte Falle für Fastmänner mit Mängeln entpuppt: Gedichte statt Kinder.

Gilles Deleuze, Félix Guattari: Tausend Plateaus. Aus dem Französischen von Gabriele Ricke und Ronald Voullié. Merve 1992, 716 Seiten, 98 Mark

Und dann gibt es Bücher, die sind so wenig kodiert, daß sie an Steine im Go-Spiel erinnern. Die sind prinzipiell gleich und wechseln Wert und Funktion je nach Spiel und Verteilung im offenen Raum. Springer auf F4, Läufer auf A2, Dame G7 usw. sind dagegen in ihren Möglichkeiten grundsätzlich festgelegt, als unwandelbare Entitäten des So-ist-es, bevor das Spiel überhaupt beginnt. Go-Steine machen Strategie, und Schachfiguren sind a priori Träger einer Aussage: die Bauernmeute gegen den König. Wie übersichtlich. In der gegenwärtigen Phase großer Unübersichtlichkeit setzt der Merve-Verlag einen 1050 Gramm schweren Go-Stein aus seiner literarischen Spielwarenabteilung. *Tausend Plateaus* heißt die Position und ist von Deleuze/Guattari als Fortsetzung ihres *Anti-Ödipus* geschrieben. Der Lesart von Geschichte als Aneinanderreihung von Repressionsmaßnahmen wurde dort die kollektive Wunschproduktion als Movens gegenübergestellt. In *Tausend P*lateaus ist es nun nicht mehr ein vom Verbot zum Wunsch gewandelter Weltgeist, der Geschichte bewegt, sondern die Kombination oder, wie es die Autoren formulieren, die »Verkettung von Mannigfaltigkeiten«. Was dabei herausgekommen ist, ist »keine Wissenschaftlichkeit und keine Ideologie mehr, sondern nur noch Gefüge«.

Das liest sich wie ein Märchenbuch ohne Moral zum selber Weiterspinnen. jedes Element kann mit jedem anderen beliebig in Verbindung treten: Mathematik und Gesicht, Architektur, Kafka, der höfische Roman und Biologie, Einstein, Wüste, floatendes Geld und Ethnologie, Ritornell, nomadische Kriegsmaschine, Einstein, Faschismus usw. usf. *Tausend* Plateaus ist ein Go-Stein, dessen aktuelle Position sich im zufälligen und tendenziell unendlichen Lesen ständig ändert.

»Der Faschismus ist untrennbar mit molekularen Unruheherden verbunden, die sich rasch vermehren und von einem Punkt zum nächsten springen, die sich in Interaktion befinden, bevor sie alle im nationalsozialistischen Staat widerhallen.« Der Staat als Resonanzkörper und Organisator von Bewegungen im Raum. Aber wußten Sie, welche Folgen es für die Entstehung des modernen Staates hatte, daß der gotische Baumeister seinen Plan für die Kathedrale nicht mehr in den Sand zeichnen konnte?

Literatur-Konkret 1992 S. 34

Ulrich Hentschel

Unter Deutschen

Rezensionen

Chima Oji: Unter die Deutschen gefallen - Erfahrungen eines Afrikaners. Peter Hammer Verlag 1992, 260 Seiten, 19,80 Mark

Es gibt Leute, die ihre feine Nase rümpfen über die Methoden der neuen Nazis auf Deutschlands Straßen. Sie möchten Fremde und Flüchtlinge lieber mit den Methoden von Polizei und Verwaltung aus dem Land treiben oder besser: erst gar nicht hier ankommen lassen. Einer von diesen unerwünschten Fremden hat in einem Buch ausführlich beschrieben, wie die Methoden einer speziellen deutschen Spezies, nämlich der Universitäts-Mediziner, aussehen. Chima Oji, Bürger Nigerias mit schwarzer Hautfarbe, hat seinen Erfahrungsbericht allerdings nur schreiben können, weil er es schaffte, sich gegen die unzähligen kleinen und manche großen Gemeinheiten dieser Universitätskaste zu behaupten und seine Ausbildung zum Zahnmediziner trotz allem abzuschließen. Er mußte für diesen persönlichen Sieg über einen übermächtigen Feind bitter bezahlen: mit Verzicht auf Protest und Unterlassung der Forderung nach zivilen Umgangsformen, mit Stillehalten um jeden Preis.

Es gab aber auch Situationen, in denen O)i nichts übrig blieb, als zu kämpfen. Denn was ihm von sich selbst »kultiviert« und »zivilisiert« dünkenden professoralen Dumpfbeuteln an Gehässigkeiten und Schikanen, Dummheiten und raffinierten Ausgrenzungspraktiken zugemutet wurde, ist »Rassismus vom Feinsten«. Es scheint für deutsche Akademiker unerträglich, die Kompetenz und Ebenbürtigkeit, geschweige denn die fachliche Überlegenheit eines afrikanischen Akademikers überhaupt nur wahrnehmen zu müssen. Lieber schenken sie ihm ein ganzes Krankenhaus (mit längst abgeschriebenen Geräten freilich) für sein Geburtsland, als mit ihm zusammenzuarbeiten.

Chima Oji beschreibt das en detail, in manchen Abschnitten mit einer fast anwaltlichen Genauigkeit und peniblen Beweisführung. Das ist dann anstrengend zu lesen. Aber es widerspiegelt eben Chima 0)is Erfahrung, daß selbst gute Freunde mit weißer Haut die rassistische Intention akademischer Willkür zu leugnen versuchen. Fast beschwörend schreibt er auf sie, auf uns ein: Es ist so, wie ich es euch sage. Ojis Bericht sollten all die lesen, die mit Antje Vollmer oder Gregor Gysi in diesem Land zivile Fortschritte entdecken wollen.

Meia M□ angi:

Narben des Himmels, Peter Hammer Verlag 1992, 278 Seiten, 34 Mark

Hierzulande ist immer noch eine Auffassung weit verbreitet, derzufolge die afrikanischen Gesellschaften in ihrer nachkolonialen Epoche irgendwo zwischen sturem Traditionalismus, Korruption und importiertem TV-Konsumismus stagnierten. Gegen dieses im Rassismus verwurzelte Vorurteil vermögen auch die romantisierenden Beschwörungen eines guten und heilen und ursprünglichen Afrika nicht anzukommen; was sie wohl auch nicht sollen, denn bei ihnen handelt es sich eher um die Projektionen »heimat«-bedürftiger Europäerinnen und Europäer.

Bei aller Skepsis, ob und wie antiafrikanische Arroganz aufzuklären und -heben sei, soll doch ein kleines, bitteres und doch angenehmes Gegenmittel empfohlen werden: In seinem wunderbaren und lebhaften Roman *Narben des Himmels* inszeniert Meja Mwangi Geschichten aus einer kenianischen Dorflandschaft, die Leserinnen und Lesern ermöglicht, sich für einige Stunden aus ihrem deutschen Guckkasten zu befreien.

Sie werden hineingelockt in eine Gesellschaft, die die alte und erfolgreiche Tradition der Regenbeschwörung ebenso pflegt wie die jüngeren und nicht ganz so erfolgreichen Errungenschaften der kolonialen Besatzung. In einem besonders kritischen Moment versagt dann doch der moderne Traktor, weils im ganzen Land kein Öl mehr gibt. Wie dann Juda, ein Philosoph und Säufer, wie er sarkastischer und liebevoller kaum vorgestellt werden kann, aus dieser Krise heraushilft, wie dieser Bauerssohn seine Mutter achtet, die unverständlicherweise ihren reichen, großmäuligen und chauvinistischen Ehegatten Baba Pesa nicht zum Teufel jagt, wie ganz anders dagegen die Familie des armen Bauern Baba Baru ums Überleben und gegen den reichen Nachbarn kämpft, wie zwischen beiden und auch sonst der alte Ziegenhirt Mutiso göttlich waltet, und was ganz nebenbei Konfuzius und Chui auszutauschen haben - das alles und zahllose Geschichten mehr sind auf drastische und zauberhafte Weise in Mwangis Roman mitzuerleben. Der Markt des Dorfes Kambi mit seinen Kneipen ringsherum, den Schlägereien und Schiebereien und dem predigenden Philosophen über allem ist Zentrum dieser beziehungsreichen Burleske.

Daß der Chauvi am Ende geläutert wird, ein alter Daimler (ja wirklich) eine äußerst komische und nützliche Arbeit verrichtet und Baba Pesa, der reiche, mit Baba Baru, dem armen Bauern, gemeinsam den Acker pflügt, ist zu schön, um

wahr zu sein und schmeckt nach Idylle. Das mag den irritieren, der Hollywood nur im Kino erträgt. Wer Lust aufs Lesen hat und sich traut, neugierig zu sein auf das widerspruchsvolle Geschehen im nahfernen Kenia, dem wird es mit Meja Mwangis Roman gut gehen.

Literatur-Konkret 1992 S. 36

Jan Philipp Reemtsma

Literarische Äquivalente

Rezensionen

Stephen King: Danse macabre. Die Welt des Horrors in Literatur und Film. Heyne Verlag 1988, 544 Seiten, 14,80 Mark

Also Stephen King... - naja. Zugegeben: *Pet cemetary (Friedhof der Kuscheltiere* auf deutsch - warum nicht »Haustierfriedhof«?) war ein ziemlich gruseliges Buch, und *Misery* (deutsch: *Sie)* ein exquisit gräßliches. Es habe ich nicht zu Ende gelesen. *Shining* war ein blöder Film, die andern Verfilmungen kenne ich nicht. Also, Stephen King - naja, eingenommen hat mich für ihn, daß er seine Bücher als das literarische Äquivalent zu einem BigMac mit Pommes bezeichnet hat.

Das Buch, das hier empfohlen werden soll, ist eine Art Vorlesungsreihe über Horror-Literatur und -Film, und jedenfalls für einen, der, wie ich, über keine wirklichen Breiten- oder Spezialkenntnisse verfügt, sehr informativ. Das zum einen. Die Grundhaltung Kings - er schreibt als Handwerker, nicht als gekränkter Künstler - ist sehr sympathisch. Außerdem ist sie - gelobt sei St. Occam - angenehm reduktionistisch. Man kann über die sogenannten »modernen Legenden« (soll heißen: die weißen Alligatoren in den Kloaken von New York; die am Autogriff hängengebliebene Stahlhakenhand des nächtlichen Liebespaarmörders; der geköpfte, aber weitersausende Motorradfahrer) allerlei Kluges sagen, ihre soziale, kommunikative, sonstige Funktion beschreiben - King: »Nein, die Geschichte vom Haken existiert nur aus einem einzigen Grund: um kleinen Kindern eine Scheißangst zu machen, wenn die Sonne untergegangen ist.«

Es ist ganz interessant zu sehen, wie diese konsequente Beschränkung auf das handwerklich Mitteilbare auch überraschende Einsichten einträgt. Etwa die, daß die kollektive Liebe zur Horrorliteratur einer- und die wachsende Zahl an individuellen Paranoikern andererseits die Reaktion des common sense (»gesunden Menschenverstandes«) auf die Unbegreiflichkeit gewisser Scheußlichkeiten dieses Jahrhunderts sein könnten. Aber der Gedanke wird nur etwas unordentlich gefaßt und bald wieder fallengelassen, ebenso wie eine ganze Menge interessanter Fragen, die sich ergeben, wenn (und nur wenn) man die Frage ernstnimmt, die sich der Horror-Handwerker stellt: Wie jage ich all den an TV-Nachrichten gewöhnten Leuten eine Scheißangst ein?

Max Goldt: Die Radiotrinkerin. Haffmans Verlag 1991, 160 Seiten, 12 Mark

Apropos unheimlich. Der titelgebende Text gehört zu den unheimlichsten Prosagebilden, die ich kenne. Warum der Text so unheimlich ist, vermag ich kaum zu sagen. Schon gar nicht könnte ich Auskunft darüber geben, wie er gemacht ist. Vielleicht sollte ich ihn, dann hätte ich das Problem vom Hals, genial nennen? Wenn man genial den nennen will, der erfolgreich etwas macht, wofür zuvor noch keine Regeln existierten, und dessen Regeln man erst erkennt, wenn er eine Anzahl Nachfolger gefunden hat, dann kann man's vielleicht wagen.

Ein anderer Text aus dem Buch, den ich nicht unbedingt »genial« nennen möchte, der aber furchtbar komisch ist - na, jedenfalls habe ich sehr lachen müssen und weiß nicht, warum -, geht so- »Na, Fräulein, was sitzenwa denn so alleine he, um? Was lesenwa denn Schönes? - Dürrenmatt. - Was? - Dürrenmatt. - Ach, Dürrenmatt. Sagense mal Fräulein, habense nicht Lust, mit mir heute abend ins Kino zu gehen? - Ins Kino? Nein! - Nein? - Nein. - Sie lesen wohl lieber Dürrenmatt? - ja. - Na, dann lesense doch Ihren Dürrenmatt.« Aber vielleicht ist der Text auch eher unheimlich? Oder wird mir bei dem Gedanken unheimlich, daß ich ihn allen Ernstes komisch finde? Was weiß denn ich.

Thomas M. Scheerer: Mario Vargas Llosa. Leben und Werk. Suhrkamp taschenbuch 1991, 221 Seiten, 12 Mark

Apropos Handwerk. Die Reihe rororo-Monographien ist zweifellos eine der verdienstvolleren Buchreihen in diesem Lande gewesen, ist es noch, es gibt sie ja noch, das Land auch. Aber wie das so geht: Sie hat nicht nur einige ausgezeichnete Bücher aufzuweisen, kleine Klassiker sozusagen, sondern auch viel Überflüssiges und viel Schund. Das kann nicht ausbleiben dabei. Die Reihe hat - nicht Schule gemacht, sondern Nachfolger gehabt, in Buchläden stehen ziemlich viele »Einführungen« herum, andere Reihen und Einzelbände. Die meisten Einführungen (ein Urteil nur aus Zufallsstichproben) taugen nichts. Es ist nämlich verdammt schwer, eine gute zu schreiben. Eine »Einführung« muß den Laien möglichst umfassend und detailgetreu informieren, ohne ihm die Illusion zu vermitteln, er brauche nun gar nicht mehr selber zu lesen. Ferner muß eine *Einführung auch für den Kenner* interessant sein, sonst taugt sie auch für den Laien nichts. Muß ich das begründen? Ich glaube, nicht.

Thomas Scheerers Buch über Mario Vargas Llosa empfehle ich den an lateinamerikanischer Literatur allgemein oder speziell an Vargas Llosa interessierten Laien wie Fachleuten. Und ich empfehle es allen, die sich ihrerseits ans Schreiben einer Einführung machen wollen. Zu Studienzwecken. So macht man das. Und nicht wie - ach, warum sie alle nennen.

Literatur-Konkret 1992 S. 37

Ingrid Strobl

Unheimliche Heimat

Rezension

Dies Leben in Todnauberg, auf Zivilisation schimpfend und Sein mit einem y schreibend, ist ja doch in Wahrheit nur das Mauseloch, in das er sich zurückgezogen hat, weil er mit Recht annimmt, daß er da nur Menschen zu sehen braucht, die voller Bewunderung anpilgern.

Hannah Arendt über Martin Heidegger, September 1949

Elfriede Jelinek. Totenauberg. Rowohlt Verlag 1991, 96 Seiten, 26 Mark

»Der Fremde«, häufiger noch: »die Fremden« heißen in Österreich die Touristen. Das kommt von »Fremdenverkehr«. Das Wort »Fremde« hat somit nichts Böses (wenn auch etwas geduckt Bösartiges), geschweige denn etwas Ausländerfeindliches an sich. Dem Ausländer ist der Osterreicher nur böse, wenn der kein Tourist ist, und dann heißt er nicht »Fremder«, sondern »Tschusch« (das auf jugoslawische Arbeitsimmigranten bezogene österreichische Pendant zum »Kanaken«) oder »Asylant«. Der »Fremde« soll in Österreich zu Besuch kommen, dort möglichst viel Geld ausgeben und sich dann wieder schleichen (österr. f. »verschwinden«), um in der nächsten Saison wieder zu kommen. Der »Asylant« hat den unübersehbaren Nachteil, daß er weder Geld ausgibt, noch sich beizeiten schleicht.

Elfriede Jelinek hat ein Stück über Martin Heidegger geschrieben, das zugleich ein Stück über Österreich ist, das Land mit der vielen Natur, in der die Fremden verkehren. Ein Stück über das Seyn und Wesen derer, die sich in ihrer Heimat und ihrem Wesen so heimelig fühlen, daß es allen anderen darüber unheimlich werden muß**.** In der Radikalität und Sprachgenauigkeit, die Elfriede Jelineks Arbeiten schon lange auszeichnen, seziert sie alles, was sich selbst »natürlich« findet und mit der »Natur« per du ist. »Was für ein Glück«, sagt »Die Frau« (Hannah Arendt), »daß andere den Tod für euch haben erfahren müssen! Menschenherden habt ihr aus der Behaglichkeit gerissen, während eure Bergbäche rauschten.«

Eine »erbensgute« junge Mutter läßt Jelinek sagen. »Wir kommen unaufhörlich heim ... Und erst in diesem Heimkommen erfahren wir immer wieder, daß wir in der Nähe gelauert haben und gleich, rasend vor Wut, zu uns kommen werden.«

Elfriede Jelinek ist, wenn das überhaupt möglich ist, noch unversöhnlicher geworden. Ihre gnadenlose Entlarvung von Natursehnsucht, Selbstfindungssucht und Gesundheits»bewußtsein« zerstört jede scheinbare Selbstverständlichkeit. (Nicht nur für Österreicher/innen.)

Literatur-Konkret 1992 S. 38

Erwin Riess

Letzte Wahrheiten

Rezensionen

Kitty Ferguson: Das Universum des Stephen Hawking. Eine Biographie. Econ-Verlag 1992, 224 Seiten, 39,80 Mark

Er sitzt auf Newtons Lehrstuhl in Cambridge und gilt als einer der bedeutendsten theoretischen Physiker seit Einstein. Die Urknall-Theorie hat er wesentlich mitformuliert, ihre Widerlegung wurde von ihm eingeleitet. Der »Zweite Hauptsatz der Dynamik Schwarzer Löcher« stammt von ihm, er besagt, daß ein Schwarzes Loch wohl größer, niemals aber kleiner werden kann, und führte nach 1973 zum ersten erfolgreichen Versuch, die beiden großen Theorien des zwanzigsten Jahrhunderts, die Relativitätstheorie und die Quantenmechanik, zusammenzufügen. Seither arbeitet er an nichts geringerem als der Synthetisierung der »Vollständigen Einheitlichen Theorie des Universums«, kurz: der Weltformel.

Stephen Hawking, dem die Ärzte 1962 noch zwei Jahre gaben, als sie eine seltene Muskelkrankheit diagnostizierten, die zur völligen Lähmung führt, ist heute, dreißig Jahre später, tatsächlich fast vollständig gelähmt - insofern behielten die Ärzte recht -, doch arbeitet er beharrlich an der »Vollständigen Einheitlichen Theorie«.

Zwei Jahre lang interviewte ihn Kitty Ferguson, das heißt, sie saß neben ihm und las von dem an seinem Rollstuhl installierten PC-Bildschirm, auf dem Hawking mittels eines Zeigestabes Worte und Formeln für einen Satz zusammenträgt, seine Antworten ab. Nach Jahren der Übung schafft er heute bis zu fünfzehn Worte die Minute, mehr sollten es seiner Ansicht nach auch nicht sein, da er fürchtet, geschwätzig zu werden.

Selbstverständlich weiß Hawking, daß er die Dimensionen der modernen Naturwissenschaft längst gesprengt hat, er ist schließlich der erste, der ein Schwarzes Loch vermißt, und er bietet für dieses unerhörte Werk seine ganze Kunst auf, jene Kunst, die Menschen auszeichnet, welche der Welt etwas zu sagen haben, woran sie noch lange zu kauen haben wird.

Vor einigen Jahren wurde Hawking in den Vatikan zitiert, der Papst ermahnte ihn eindringlich, Gott nicht ins Geschäft zu pfuschen, auf die letzten Fragen des Universums habe der das Monopol. Hawking, so berichtet die Biographin, habe nur gelächelt, es sei ein eigenartiges Lächeln gewesen, ein Lächeln, wie es die Entdecker der »Weltformel« aufsetzen, wenn sie mit einer Frage konfrontiert werden, deren Lösung sie bereits in der Tasche haben.

John Callahan: Don't worry, weglaufen geht nicht. Eichborn Verlag 1992. 293 Seiten, 32 Mark

Ein zwanzigjähriger baumlanger Alkoholiker aus Portland wird im Suff bei einem Autounfall verletzt, die Diagnose »Querschnittslähmung zwischen 5. und 6. Halswirbel« (Peter Mö fragen) vermag den jungen Trunkenbold zwar zu beeindrucken, sie ändert aber nichts daran, daß sein Leben weiterhin von drei großen ungelösten Fragen bestimmt wird: Wer ist meine leibliche Mutter (er wurde als Säugling von einem eingewanderten Iren adoptiert)? Woher kriege ich den nächsten Schnaps? Und: Was soll ich mit meinem Leben anfangen, solange diese Fragen nicht geklärt sind?

Auf knappen dreihundert Seiten erzählt John Callahan in einer wohltuend nüchternen Sprache, wie er die Fähigkeit erwarb, die gefürchtete Waffe der Schwachen, den Witz, im Stile eines großen Feldherrn einzusetzen - die Anzahl der gewonnenen Schlachten ist gering, der Sieg im Guerillakrieg gegen die Sozialbürokratie, die Armut, die Gleichgültigkeit und Borniertheit vieler Nichtbehinderter, stand allerdings nicht in Frage. das Buch hält in diesem Teil viele kostbare Informationen bereit, sie reichen von der Organisation des Behinderten-Sex in den Rehab-Zentren im puritanischsten Land der Erde bis hin zu präzisen Anleitungen für die Fortsetzung des Klassenkampfs im Falle gesteigerter Immobilität.

Callahan löste im Laufe der Jahre seine Lebensfragen: Er fand heraus, daß seine leibliche Mutter bei einem Autounfall getötet wurde (am selben Tag, als er seinen Unfall hatte), die Alkoholkrankheit stabilisierte er unter Anleitung der »Anonymen Alkoholiker«, er hörte auf zu trinken und begann Cartoons zu zeichnen, die mittlerweile in allen großen Zeitschriften, vom »New Yorker« bis zu »Titanic«, abgedruckt werden. Die Cartoons, die von kundiger Hand in den Text eingebaut sind, können als das gezeichnete »Kapital« der autonomen Behindertenbewegung, die in den USA »Independent Living« heißt und im deutschen Sprachraum unter »selbstbestimmtem Leben« fungiert, gelesen werden.

ES gibt viele Bücher, die verstopfen einem das Hirn, manchmal aber stößt man auf Bücher, die fegen wie ein reinigender Wirbelwind durch den aufgetürmten Wort- und Stimmungsmüll. Callahans Autobiographie sollte zumindest für die nächsten hundert Jahre zur Erstausstattung behinderter Menschen gehören. Welchen Stellenwert die Lektüre dieses Buches für Nicht-Behinderte hat, vermag ich nicht zu beurteilen. Die letzten Wahrheiten gelten zwar für alle, bekanntlich bringen aber nur wenige die Kraft auf, sie zu ertragen.

Literatur-Konkret 1992 S. 40

Kurt Hübner

Los Angeles, BRD

Rezensionen

Henning Krumre□ : Aufsch□ ung Ost. M□ rchen oder Modell. Fischer Taschenbuchverlag 1992, 14, 80 Mark

Lesen kann eine Qual sein, jedenfalls, wenn man aus professionellen Gründen gezwungen ist, auch dann noch weiterzulesen, wenn man über den Gedanken(irr)läufen der Autoren und Autorinnen bereits einzuschlafen droht. Veröffentlichungen dieses Typs werden gegenwärtig wieder einmal massenhaft unters Publikum gebracht, schließlich will das intellektuell aufgeschlossene Mitglied der bundesdeutschen Gesellschaft wissen, warum es mit der markt- und geldwirtschaftlichen Transformation im östlichen Teil des Landes nicht so klappt, wie man sich das vorgestellt hat, und außerdem wollen Verleger wie Autoren dieses Interesse kaufkraftmäßig abschöpfen.

Die ersten Bücher dieser Gattung ließen sich noch mit dem Hinweis auf den vom Lesermarkt ausgehenden Zeitdruck entschuldigen. Nach mehr als zwei Jahren Transformationserfahrungen im Osten Europas (inklusive der ehemaligen DDR) gelten solche Ausflüchte nicht mehr. Vor allem dann nicht, wenn, wie im Falle von Henning Krumrey, dem Bonner Korrespondenten der »Wirtschaftswoche«, das Buch zum *A□ fsch□ □ ng Ost - M□ rchen oder Modell* (oder bleibt das Fragezeichen?) ohne erkennbaren Zwang mit besonders heißer Nadel gestrickt wurde. Dumpfer, so die Hoffnung bei der Lektüre, gehts nimmer: »Unvergeßliche Bilder am Bahnhof Zoo in Berlin, November 1989: Abends, wenn der Ausgang in den Westen endet, quellen Tausende auf den Bahnsteig, wo der Sonderzug nach Pankow und zum Prenzlauer Berg startet. Wie eine Meute gehetzter Tiere hasten die Ostberliner mit stierem Blick die Treppen hinauf. Unter dem Arm das ersehnte Stück Westen, das sich für die 100 Mark Begrüßungsgeld kaufen läßt ... «. Und so weiter, und so fort.

Trotz solch offen rassistischer Sottisen aber sollte man das Buch zu Ende lesen, wird man doch im weiteren auf recht flotte Weise in die Gedankenwelt eines jungkonservativen eingeführt, der mit dem Transformationsmanagement der Kohl-Regierung höchst unzufrieden die grassierende Unzufriedenheit nutzt, um die bereits mit dem Kohlschen Wahlsieg von 1982 angekündigte gesellschaftspolitische Wende mit Verve einzuklagen: Einführung von Öffnungsklauseln in die Tarifverträge, um so die Löhne nach unten flexibel zu machen; Deregulierung nach dem Motto: Freier Markt für freie Bürger; Veräußerung allen staatlichen Besitzes uswusf. Sein Vorschlag, Mecklenburg-Vorpommern unter Naturschutz zu stellen und alle industriellen Aktivitäten aus dieser Region zu verbannen, liest sich in der Zusammenschau dieses wirtschaftskonservativen Programms Kielscher Prägung schon fast wieder sympathisch - soweit man sich nach den Ereignissen in Rostock noch vorstellen kann, dorthin zur Erholung zu reisen.

Friedrich Dieckmann: Vom Einbringen. Vaterl□ ndische Beitr□ ge. Suhrkamp Verlag 1992, 200 Seiten, 16 Mark

Obwohl man geduldig suchen muß, um einigermaßen unaufgeregte Überlegungen zum »sozialen Großexperiment« im Osten Deutschlands zu finden, kann man letztlich doch fündig werden. jedenfalls habe ich die ironisch als *Vaterl□ ndische Beitr□ ge* untertitelten - an verschiedenen Orten bereits früher veröffentlichten - Beobachtungen zur Deutschen Einheit von Friedrich Dieckmann trotz einer manchesmal etwas angestrengt philosophisierenden Sprache mit Gewinn gelesen. Seine DDR-geschulten Beschreibungen des Auflösungs- und Übergangsprozesses der Saxoborussischen Sozialistischen Republik, wie er die preußisch bestimmte DDR kennzeichnet, entbehren der sattsam bekannten Larmoyanz etwa östlicher Gerechtigkeitskomitees-Fans - und sind gerade deshalb manches Mal von einer geradezu ätzenden Schärfe. So wenn er beispielsweise davon spricht, daß die im heutigen Deutschland klaffenden Bewußtseins- und Erfahrungsdifferenzen den Anschein erwecken, »als wäre die deutsche Wiedervereinigung ein Mittel zur Verewigung der deutschen Teilung«.

Mike Davis: Cit□ of Quart□ . E□ cavatinq the Future in Los Angeles. Verso 1990, ca. 70 Mark

Gerade hat ein kluger Zeitgenosse angesichts der Ereignisse von Lichtenhagen angemerkt, Rostock sei die deutsche Entsprechung zu Los Angeles. Wie immer eine solche Parallelisierung zu bewerten ist, fällt doch sofort ins Auge, daß die Ereignisse von L.A. sehr viel leichter zu interpretieren sind als das, was in Rostock und anderen Teilen des ehemaligen DDR über die Bühne geht. Ich vermute einen der Gründe dafür in der sehr viel besseren Ausleuchtung der Problemlagen von L.A., sei dies in Gestalt journalistischer Reportagen, sozialwissenschaftlicher Analysen oder auch von Filmen und Romanen, die - wie etwa James Ellroy mit seinem L.A. Quartett - den Mythos der Metropole als Stoff verwenden und dabei umgehend einen neuen Mythos fabrizieren. Deutschland hat keinen James Ellroy, und vor allem hat es keinen Mike Davis, der mit seinem bereits 1990 erschienenen L.A.-Buch City of Quartz eine grandiose »Ausgrabung der Zukunft in Los

Angeles«, so der Untertitel, vorgelegt hat, die gleichsam nebenbei alle Wurzeln des wirtschaftlich bestimmten Rassenkonfliktes vom April diesen Jahres freilegt.

Aber obwohl L.A. der zentrale Gegenstand des Buches ist, handelt es nicht von L.A. In Anknüpfung an stadt- und gesellschaftstheoretische Kontroversen im Gefolge der Fordismus/Post-Fordismus-Debatte decodiert Davis die zukünftigen Entwicklungslinien der kapitalistischen Formation, wie sie in den USA eine besondere historische Form angenommen hat. Er vermag es, Geschichten zu erzählen; ökonomische Strukturanalysen mit Kulturgeschichte und eigenwilligen Interpretationen von Film und Literatur zu verknüpfen, und dies alles auf einem sprachlichen Niveau, das die Lektüre selbst dann noch spannend macht, wenn man nicht mit allen »amerikanischen Wendungen« vertraut ist. Dieses Buch zählt schon deshalb zur Pflichtlektüre, weil es im deutschen Sprachraum heute niemanden gibt, der so virtuos und aufklärend Wurzeln von Zeitgeschichte freizulegen vermag. Geschweige denn jemanden, der die Transformationserfahrungen Osteuropas theoretisch wie ästhetisch auf den Begriff zu bringen in der Lage ist.

Literatur-Konkret 1992 S. 42

Layla Dawson

Roh, direkt, amerikanisch

Rezensionen

Andrea Dworkin: Erbarmen. Klein-Verlag 1992, 383 Seiten, 48 Mark

Amy Tan: Die Frau des Feuergottes. Goldmann Verlag 1991, 479 Seiten, 44 Mark

James Campbell: Talking of **the Gates. James Baldwin. Faber and Faber 1991, 306 Seiten, 27 Mark**

Aus dem Begriff »Realität« läßt sich keine Zwangsjacke mehr schneidern, die zu Reglementierung und Unterdrückung taugt. Die Konstruktion der Wirklichkeit ist nicht mehr das Privileg von heterosexuellen, saturierten, weißen, männlichen Europäern. Statt dessen schwimmen wir auf einer Welle von Erinnerungen. Was davon Tatsache, was Erfindung ist, wird unwichtig.

James Campbell schreibt über James Baldwin, Andrea Dworkin verfaßt sich eine fiktive Autobiografie und Amy Tan erzählt das Leben ihrer Mutter, eine wahre oder erfundene Geschichte, die ihre Anfänge im China vor und nach dem Zweiten Weltkrieg hat und bis in das Amerika der Immigranten führt. Mit dem Selbstentwurf eines Amerika der Freien und Mutigen haben diese Geschichten nichts zu tun. »>Warum könnt ihr Nigger nicht uptown bleiben, wohin ihr gehört<, mußte sich Baldwin von einem Polizisten sagen lassen auf seinem Weg zu der öffentlichen Bibliothek an der 42sten Straße.« »Du solltest beten aber du durftest nicht vorbeten weil du ein Mädchen warst ... Jungs die viel blöder waren als du durften all die wichtigen Sachen machen.« » ... mir tat von Kopf bis Fuß alles weh, wenn ich mir anhören mußte, wie er von dieser oder jener Frau erzählte, wie gut sie sei und wie willig. Ich war nicht ärgerlich. Ich wußte gar nicht, daß ich mich darüber hätte ärgern sollen. So war es eben in China. Eine Frau hatte kein Recht, ärgerlich zu sein.«

Die Jungs, mit denen Dworkin sich anlegt, sind Feiglinge hinter der Machomaske, aber sie haben genügend Kraft, ihre Wünsche durchzusetzen, sie brauchen und mißbrauchen. Und die Frauen sind damit einverstanden. Ihre Tragödie ist: Angezogen und abgestoßen zugleich leben sie von Männern, je sie fürchten und verachten. Dworkins Ton ist radikal, ihre Frauen sind selbstbewußt bis in die tiefste Angst. Amy Tans Mutter dagegen, vernachlässigt und ohne jede Erziehung, wird erwachsen, wie ein Lamm reif zum Schlachten wird. Amerika hat es besser, immerhin bietet es etwas Schulbildung für Frauen, und für die Mädchen Freiheit, im Kino angemacht zu werden. Ohne Unterdrückte gibt es keine Unterdrücker, und die sind so schwach wie ihre Opfer.

Baldwin beschreibt seinen Stiefvater als einen Mann, »der in seinem Schrecken eingeschlossen ist. Er fürchtet und haßt jedes Lebewesen, einschließlich der eigenen Kinder.« In der Entmännlichung ihres Mannes erfährt auch Amy Tans Mutter die Auswirkungen der Kolonisierung. Aus einem Gefühl von Minderwertigkeit wird er zum Vergewaltigen Er hat es von den Europäern gelernt. Sie nutzt er aus, sie, die Männer wie ihn benutzen im Kampf gegen die Japaner, äfft er nach. Wer schlägt, ist geschlagen worden. Und jeder, der sich duckt, vor Eltern oder Obrigkeiten, bezahlt für deren erlittene Enttäuschungen. Wer ist dieser gebrochene Mann, der seine neun Kinder in Harlem nicht ernähren kann, und gegen wen wendet er sich, wenn nicht gegen Frau und Kinder, das einzige, was ihm gehört? Wer ist der chinesische Mann, dessen Männlichkeit kolonialisiert wurde, und an wem sonst läßt er sein beschädigtes Ich aus, wenn nicht an seiner beweglichen Habe, seiner Frau? Diesem Teufelskreis zu entgehen, fliehen Menschen von einem Kontinent zum anderen, aber wie Hunde, die ihrem Schwanz nach) agen, bleiben sie und ihr Problem eins.

Andrea Dworkins alter ego verschließt sich wie in einem versiegelten Gefäß. Nur aus sich, den eigenen Gefühlen und Gedanken heraus will sie sich erleben. Doch von der Realität des Machismo kommt sie nicht los, nicht in New Jersey, nicht auf Kreta. Ihrem Geschlecht kann sie nicht entkommen. Es sind die Lügen, über ihre Vergangenheit in China, in die Amy Tans Mutter eingewoben ist, die sie auch während der vierzig Jahre ihres Lebens in Amerika gefangen halten. Wie sehr sich Baldwin auch müht, aus den Bindungen seines ethnischen Hintergrunds zu treten, in Amerika bleibt er der schwarze Schriftsteller. In Frankreich wird er angenommen, findet die Möglichkeit, sich subversiv zu äußern. Doch vom Zentrum der Auseinandersetzungen ist er jetzt weit entfernt.

Die Heldinnen und Helden des 20. Jahrhunderts erschlagen keine Drachen, sie führen kleine und schmutzige Kriege in dunklen Ecken und ohne Applaus. Was James Baldwin und die Figuren Andrea Dworkins und Amy Tans auszeichnet: Sie hören nicht auf zu kämpfen. » ... auch wenn du mich in den nächsten zwei Minuten umbringst, das sage ich dir: es zählt nicht mehr, was du denkst. Die Lehre von der weißen Überlegenheit, auf der die westliche Welt beruht, hatte ihre Zeit - sie

ist vorbei!« Das proklamierte trotzig James Baldwin 1980 auf einer Reise durch Amerika, während der er in täglicher Angst lebte, von einer Kugel getroffen zu werden.

Andrea Dworkin beschreibt eine Frau, die körperliche und geistige Vergewaltigung überwindet und sich mit klarem Verstand den Angriffen stellt: »Mein >Nom de guerre< ist Andrea Eins; mir ist glaubhaft versichert worden, daß es viele mehr gibt; Mädchen mit Namen Mut, bereit, zu töten.« Das ist roh, direkt und amerikanisch. So kann die Mutter bei Amy Tan nicht sprechen, und dennoch treibt die Not sie, sich und ihre Erfahrungen mitzuteilen: »Also will ich es dir nun berichten... Vielleicht versagen mir irgendwann die Worte. Wenn das passiert, mußt du es dir eben selber vorstellen. Und dann solltest du es dir gleich noch mal vorstellen - nur zehnmal so schlimm.«

Erinnerungen lagern wie in der Büchse der Pandora. Sie zu öffnen mag erleichtern, die Fragen aber bleiben, nehmen sogar zu. Verliert sich die kathartische Wirkung, beginnt das Lernen. Wollen wir im Turm zu Babel für gegenseitige Achtung sorgen, müssen wir uns auf das Netz wagen, das von denen geknüpft wird, deren Stimmen so klar und stark sind wie diese.

Literatur-Konkret 1992 S. 42

Günther Jacob

Wie Eddy Murphy

Rezension

MALCOLM X. Die Autobiographie. Herausgegeben. und mit einem Nachwort versehen von Alex Haley. Vorwort von Yonas Endrias. Agipa Press & Harald Kater Verlag 1992, 460 Seiten, 35 Mark

Während der Regisseur Spike Lee für seinen 40 Millionen-Dollar-Film über Malcolm X in Mekka mit persönlicher Erlaubnis des saudiarabischen Feudalherrn Fahd Szenen zu Malcolm X' historischer Pilgerfahrt drehte, demonstrierten in New York 200 aufgebrachte Aktivisten gegen das Projekt. Sie warfen Spike Lee vor, die Positionen des militanten Muslim-Predigers zugunsten eines einträglichen Hollywood-Spektakels zu trivialisieren und ihn in eine beliebig besetzbare Integrationsfigur, vergleichbar Martin Luther King, verwandeln zu wollen.

Ihr Protest kam zu spät.- Malcolm X ist seit 1977, als er durch die Rap-Alben von Public Enemy und Boogie Down Productions in den Pop-Diskurs eingebracht ,wurde, die zentrale Figur einer neuen Welle ,des mehr spirituellen als politischen »black cultural nationalism«. Seine Vereinnahmung ist umfassend und macht ihn einerseits zum Idol eines urbanen »radical chic«, andererseits zum Gewährsmann des »Rechts auf Differenz«, einer Forderung, die bekanntlich auch gegensätzliche politische Lager eint. Selbst die antisemitischen amerikanischen Black Muslims, die in den Monaten vor seiner Ermordung am 21.2.65 in Artikeln seinen Tod gefordert hatten, machen sich sein Image zunutze. Der Malcolm X-Boom in den USA ist nur ein weiterer Ausdruck der Krise der Black Community: In Ermangelung zeitgenössischer Vordenker und Sprecher mit großer Integrationskraft greift man - ohne alles zu genau zu nehmen - auf das widersprüchliche Gedankengut der frühen 60er zurück *

Malcolm X wurde berühmt als charismatischer Agitator der separatistischen Black Muslims. In seinen Reden sprach er »explicit lyrics«, er beschönigte nicht, taktierte nicht und legte sich keine Selbstzensur auf. Eine derart militante Rhetorik hatte es bisher in der Bürgerrechtsbewegung nicht gegeben. Die Leute hörten ihm begeistert zu, aber sie marschierten mit Martin Luther King gegen die Rassisten, statt sich Malcolm X' obskurer Sekte anzuschließen. Malcolm erkannte diesen Widerspruch und verließ die Muslims. In seinem letzten Lebensjahr distanzierte er sich von den rassistischen Muslim-Reden gegen die »weißen Teufel«. Er wurde deutlich sozialkritischer und verknüpfte nun kapitalismus- und imperialismuskritische Überlegungen mit schwarzem Nationalismus zur Idee einer internationalen Einheitsfront der 3. Welt gegen die USA.

Die Neuausgabe seiner Autobiographie, die zuerst 1965 in Deutschland erschienen war, beruht auf einer neuen und gelungenen Übersetzung von Dieter Brünn und Dago Langhans. Sie befriedigt die zunehmende Nachfrage nach Informationen über die Lage der »African Americans«, die heute vor allem mit einem Interesse an Rap und am neuen schwarzen Film zu tun hat. das sich ebensogut auf Eddy Murphy wie auf Malcolm X richtet.

Es wäre die Aufgabe einer Einleitung gewesen, diese aktuelle Malcolm X-Rezeption zu reflektieren. Statt dessen schrieb Yonas Endrias vom »Immigrantenpolitischen Forum Berlin« ein ziemlich krudes, teils liberales, teils verschwörungstheoretisch-nationalistisches Vorwort, auf das man besser verzichtet hätte.

Literatur-Konkret 1992 S. 45

Jens Hoffmann

Das Erleben der Welt

Rezensionen

Edgar Morin (u.a.): Einen neuen Anfang wagen. Essays. Junius Verlag 1992, 191 Seiten, 28 Mark

Die Autoren des Bandes *Einen neuen Anfang wagen* sind gelehrte und friedliche Zeitgenossen. Als Sozialwissenschaftler und Philosophen machen sie sich Gedanken über das 2 1. Jahrhundert. Wie die meisten professionellen Nachdenker beherrschen sie den Tonfall des humanistisch genannten Verbrüderungsgeredes, das zur Zeit überall dort erklingt, wo eingetopfte Lorbeerbäumchen rumstehen, wo die Celli stöhnen, der Sekt vor sich hin perlt und Europäer in schwarzen Anzügen von der Überwindung des Nationalstaates und der Entwicklung supranationaler Konföderationen reden.

Sehr konstruktiv und aufdringlich hoffnungsvoll geht es zu auf den 191 Seiten des Büchleins. »Wir müssen« nach Ansicht der Autoren eine Menge. Wir, die »Kinder des Kosmos«, müssen Respekt vor dem Leben zeigen, den Feind in uns bekämpfen, den Dialog mit den anderen suchen, wir müssen Europa als Schicksalsgemeinschaft begreifen, die Biosphäre retten, solidarisch sein und Kriegsarmeen ab sofort Friedensarmeen nennen.

Nie können die ökologisierten Zukunftsstrategen des Kontinents ihr Maul halten. Nicht mal für ein, zwei Jahre. Die Welt mag komplex, der Kosmos ziemlich kalt sein. Geschenkt. Solange das Vorhaben scheitert, »die Menschen, ihren Geist, ihr Bewußtsein zu befrieden« (S. 81), solange sich störrische, spuckende Kleinkinder nicht in universell anwendbare Produktions- und Sozialschwengel verwandeln lassen, bleibt Hoffnung.

Kay Boyle: Eisb□ ren und andere. Erz□ hlungen. Verlag Neue Kritik 1992, 221 Seiten, 38 Mark

Zugegeben, die PR-Leute vom Verlag Neue Kritik haben mich sauber geködert. Als ich Kay Boyles Photo auf dem Einband sah, war das Buch schon so gut wie gekauft. Photos können sprechen. Von Gertrud Höhler beispielsweise weiß ich alles - ohne eine Zeile von ihr gelesen zu haben. Und bei der Coolness, mit der Akif Pirincci ins Objektiv zu starren pflegt, kann man sicher sein, daß Eiswürfel in der Kloschüssel klickern, sobald er sich zum Scheißen hinsetzt.

Eine zierliche, fast spillerige junge Frau schaut sehr selbstbewußt in Richtung des Betrachters. Die Sonne blendet sie. Obwohl ihre Augen kaum zu sehen sind, tippe ich darauf, daß sie nichts als selbstverständlich hinnehmen. Angesichts des schmalen Halses und des geneigten Kopfes kann man nur um Windstille bitten. Wie leicht könnten ihre Gesichtszüge die linke Schulter hinunterpurzeln!

Vor der Lektüre der Erzählungen Kay Boyles muß mit Nachdruck gewarnt werden. Zu viel geflügeltes Kleingetier könnte sich sonst während der Herbstmonate in staunend aufgesperrte Mäuler verirren. Dabei erzählt Boyle von ganz alten Dingen: Verzweiflung, Alkohol, Trauer, Liebe; von Leuten, die das Morgenrot essen wollen und sich nicht trauen, einfach zuzubeißen. Was aber die Autorin von vielen Literaten der Gegenwart unterscheidet, ist ihre unglaubliche Wahrnehmungsfähigkeit. Wo andere schon längst die Augen geschlossen haben, fixiert sie weiter die Dinge und Menschen, um ja keine Winzigkeit und Möglichkeit zu verpassen. Eine ihrer Figuren kann auf einem Fußabdruck noch die beim Laufen zerstörten Spinnweben erkennen!